Zeitschrift: Rheinfelder Neujahrsblätter
Herausgeber: Rheinfelder Neujahrsblatt-Kommission
Band: - (1977)

Artikel: Theophil Roniger
Autor: Müller, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-894428

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A. Müller

Theophil Roniger

1844–1913

Es ist ein anerkannter Grundsatz, dass eine echte Biographie die seelisch-geistige Einheit, die in der darzustellenden Persönlichkeit unablässig wirksam ist, zur Anschauung bringen muss; dazu kommt, dass ohne Liebe echtes Verstehen nicht möglich ist. Emil Roniger hat auf Grund der reichlich vorhandenen familien- und zeitgeschichtlichen Dokumente, die er liebevoll und wohlwollend, aber auch kritisch abwägt, diese dauernd wirkende innerste Veranlagung, die allem Tun seines Vaters zugrunde lag, klar erkannt; er glaube, dass er das Leben von Theophil Roniger in seiner tieferen Bedeutung nicht hätte erfassen können, ohne die Erkenntnis von dem ausschlaggebenden Wert des schöpferisch veranlagten, des erschaffenden Menschen. Diese schöpferische Kraft dokumentiert sich bei Theophil Roniger einmal darin, dass er zusammen mit den beiden Wüthrich, Vater und Sohn, das Wagnis einging, ein Unternehmen zu gründen, dem selbst Wohlgesinnte ein schlimmes Ende prophezeiten; zum andern, dass er zeit seines Lebens, wie sich zeigen wird, den Drang in sich verspürte, das einmal Geschaffene, dem alle seine Sorgen und Mühen galten, unbeirrt durch Widerstände aller Art unablässig zu verbessern, es auszubauen und zu erweitern. Selbst schwerste finanzielle Risiken nahm er dabei in Kauf, aber es ist nicht zu verkennen, dass er zu einer Zeit, in der zahlreiche industrielle Unternehmen rein materiellem Denken ihr Dasein verdankten, seine grösste Genugtuung im Werden und Wachsen des bald einmal blühenden Werkes selbst empfand.

Nun gibt es aber im Leben von Theophil Roniger noch einen weitern Bereich unermüdlicher Tätigkeit, der ihn jahrelang aufs schwerste belastet hat, nämlich sein politisches Wirken. Zwar glaubt sein Bio-

graph Emil Roniger, dass sich sein Vater «überflüssigerweise» heftig in die Lokal- und Kommunalpolitik eingelassen habe. Allein es ist zu bedenken, dass dieses politische Engagement, insbesondere im kantonalen Bereich, von dem aber der lokale schwerlich zu trennen war, ebenfalls dem innersten Wesen Ronigers verpflichtet war, wofür eindeutige Zeugnisse vorliegen; es sei menschliche Pflicht, den Armen und Bedrückten zu helfen, ihnen den verdienten und gerechten Anteil an materiellen und geistigen Gütern nicht vorzuenthalten, wie er einmal schreibt, blieb kein blosses Lippenbekenntnis. Aus eigener Anschauung kannte er den schwer verschuldeten fricktalischen Bauernstand und das kümmerliche Dasein der Lohnarbeiter und ihrer Familien. Die Überzeugung und die Erkenntnis, die brennenden sozialen Probleme ihrer Zeit könnten nur mit Hilfe durchgreifender Reformen in Gemeinde und Staat entschärft und damit auf evolutionärem Wege gelöst werden, führten ihn und seine Gesinnungsfreunde in die Politik. Im Schosse der freisinnig-demokratischen Rheinkreispartei verfochten sie ein weitgespanntes Programm des kulturellen und sozialen Fortschritts. So glauben wir, dass Theophil Ronigers politische Tätigkeit, die in leidenschaftlicher Anteilnahme an der Sache verwurzelt war, das Bild des Mannes und Menschen in wesentlichen Zügen ergänzen und bereichern kann.

Herkunft und frühe Jugendzeit

Seit wann die bäuerlichen Vorfahren von Theophil Roniger im fricktalischen Dorfe Magden ansässig waren, wissen wir nicht. Balthasar Roniger, der von 1757 bis 1828 lebte, ist der älteste feststellbare Vorfahr der Familie. Sein Sohn Jakob, der Grossvater von Theophil, starb 1853. Joseph Roniger, der Vater Theophils, ist der erste seines Geschlechtes, der biographisch erfassbar ist, eine scharf profilierte Persönlichkeit, die auf Grund ungewöhnlicher Klugheit und Tüchtigkeit schon bald einmal das Vertrauen der Mitbürger gewann und als Dreissigjähriger in den Gemeinderat gewählt wurde. Als Gemeindeammann, Marchrichter, Schulpfleger und Mitarbeiter in dörflichen Kommissionen war er in Magden beliebt und geachtet. Dass er auch das Vertrauen weiterer Kreise genoss, indem er zum kantonalen Ge-

schworenen und zum Mitglied des Verwaltungsrates der Ersparniskasse Rheinfelden berufen wurde, dürfte hinreichend bezeugen, dass wir es in Joseph Roniger mit einem Manne zu tun haben, dessen Fähigkeiten das Mittelmass überschritten. Sein Verkehr und Gedankenaustausch

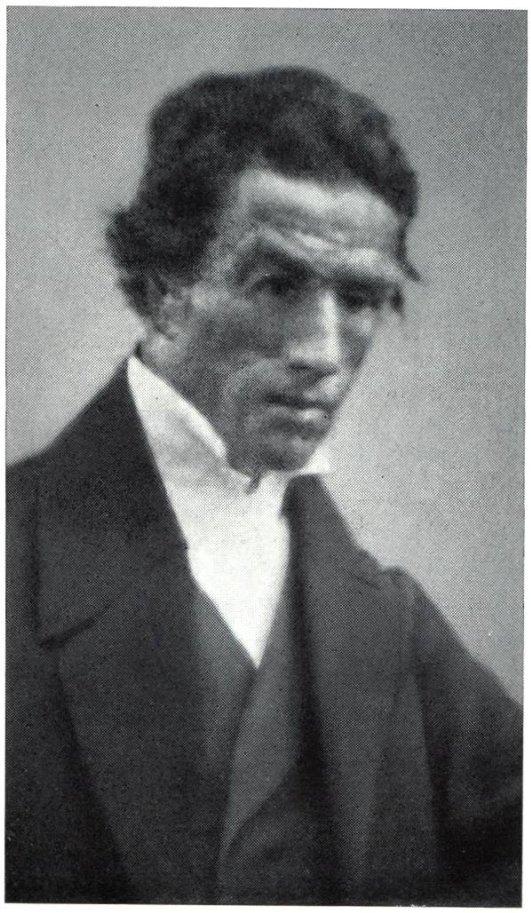

Abb. 1. Josef Roniger (1813–1879)

mit Männern wie Bezirksamtmann Stäuble, Salinendirektor Günther, Gerichtspräsident Ducloux, Fabrikant Joseph Dedi und Stadtpfarrer Carl Schröter mögen seinen geistigen Gesichtskreis über die dörfliche Enge hinaus erweitert haben. Wir finden bei Joseph Roniger prägnante Züge einer Persönlichkeit, wie wir sie bei seinem Sohne Theophil in noch schärfer umrissener Form wiedererkennen, einen fortschrittlichen Sinn in Gemeindeangelegenheiten und nicht zuletzt einen lebendigen Drang, Armen und Verwahrlosten durch «Erziehung und Arbeitsbeschaffung» zu helfen, wie ein Zeitungskorrespondent 1855 schrieb; die Schaffung eines Armenhauses in Magden war in der damaligen Zeit für dörfliche Verhältnisse etwas Neues. Noch ein weiteres kennzeichnet den Mann und Familienvater Joseph Roniger, nämlich die Art,

wie er die schweren Schicksalsschläge, von der seine Familie nicht verschont blieb, neben der Bürde seiner Arbeit um das tägliche Brot mit Würde und Geduld getragen hat. Dass in ihm neben verständnisvoller Güte zu den Seinen, ja zu allen Mitmenschen, auch Härte und Schroffheit zu finden sind, die sich namentlich in seinen Auseinandersetzungen mit seinem Sohne Theophil erkennen lassen, mag weniger in seinem angeborenen Naturell als in seinen Lebensumständen, die manche Enttäuschungen brachten, begründet sein.

Theophil Roniger wurde am 2. Dezember 1844 geboren; er war von sieben Kindern das zweitgeborene und lebte, von seiner Lehr- und Wanderzeit abgesehen, bis zum Baubeginn der Brauerei Feldschlösschen im Jahre 1874 in seiner Heimatgemeinde Magden. Das dörflich-bäuerliche Milieu, in welchem der junge Theophil aufwuchs und zum Manne reifte, hinterliess bei ihm unauslöschliche Eindrücke, die nicht nur mitentscheidend waren bei seiner Berufswahl, sondern auch lebenslang nachwirkten und seine wirtschaftlichen und politischen Anschauungen beeinflussten. So mag es gerechtfertigt sein, auf die fricktalisch-bäuerlichen Verhältnisse dieser Zeit, über die wir heute zur Genüge unterrichtet sind, am Beispiel des Dorfes Magden etwas näher einzutreten.

F. X. Bronner schreibt 1844, also im Geburtsjahr Ronigers, über Magden: «Das Dorf hat 493 männliche, 545 weibliche, zusammen 1038 Einwohner in 153 mit Ziegeln, 9 mit Stroh gedeckten Wohnhäusern, samt 40 mit Ziegeln und 1 mit Stroh gedeckten Nebengebäuden. Das Dorf betreibt einträglichen Getreidebau und ergiebigen Weinbau ... die Kirche erhebt sich auf einem Rebhügel, ebenso das Pfarrhaus mit freier Aussicht über das Dorf. Die Gemeinde besitzt ein Schulhaus mit 2 Schulstuben, einen Kornspeicher, eine Ziegelhütte, die verpachtet wird, und ein kleines Armenhaus. ... Sechs Röhrbrunnen erfrischen das Dorf, einer hat Schwefelwasser. Der Gemeindebann enthält 3365 Jucharten zu 36,000 Wiener Quadratfuss, Äcker 1234, Matten 453, Reben 200, Gärten 22, Waldungen 1456 Jucharten.»

Die Beschreibung von Bronner trägt idyllische Züge, aber die Wirklichkeit war anders. Die arge Zerstückelung des Bodens infolge der Erbteilungen führte zu immer kleineren Betrieben, die eine Familie kaum anständig ernähren konnten; ein Ausweichen der jüngeren Söhne ins Kleingewerbe oder in lohnende Fabrikarbeit war gering; die meisten Heimwesen waren arg verschuldet. So fruchtbar gerade die

Magdener Böden waren, so war ihr Ertrag infolge der eher rückständigen Betriebsweise, die von den landwirtschaftlichen Erneuerungsbestrebungen der Regenerationszeit noch wenig berührt war, bedeutend geringer als heute; auch gegen die verheerenden Viehseuchen aller Art gab es kaum Abhilfe. Zwar brachten der dominierende Ackerbau und der respektable Weinbau in guten Jahren Überschüsse, aber der Verkauf zu lohnenden Preisen war schwierig. Auch die Gründung des Bundesstaates im Jahre 1848 brachte vorerst keinerlei Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse; der erste, vom Bunde aufgestellte Zolltarif war beinahe ein Freihandelstarif, der sich für Landwirtschaft und Gewerbe ungünstig auswirkte. Die niedern Einfuhrzölle brachten eine Überschwemmung unseres Landes mit elsässischem Getreide und badischen Weinen; auch in fricktalischen Dörfern trank man in den Wirtschaften den beliebten Markgräfler.

Es ist unter den geschilderten Verhältnissen nur allzu begreiflich, dass der alljährlich drohende Zinstag wie ein Schatten über vielen Familien lag und man oft nur durch äusserste Sparsamkeit den gefürchteten «Geldstag», der nicht nur den finanziellen Ruin, sondern auch Spott und Schande brachte, verhindern konnte.

Diese drückenden Zustände finden wir in allen Gemeinden des Fricktals während vielen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts; eine Folge davon war die erhebliche Zahl von Auswanderern, wie sie auch Magden aufwies.

Nun gab es tröstlicherweise auch eine andere Seite dörflichen Lebens, welche die schwere Last des Alltags zu mildern vermochte, nämlich fröhliche Geselligkeit, die gerade in Magden äusserst lebendig war und ganz besondere Aspekte aufwies. Jedes Dorf zeigt ja unverkennbare ihm eigentümliche Züge, die in seiner Sprache, seinen Sitten und Gebräuchen und vor allem im Temperament und Charakter seiner Bewohner Ausdruck finden; so gab es einen ausgesprochenen Magdener Stil, der bis zum heutigen Tage charakteristisch geblieben ist. Sie galten von jeher als ein sangesfreudiges, ja leichtlebiges Völklein, dessen ungebundener Drang zu geselliger Fröhlichkeit bisweilen überborden mochte, so dass schon in österreichischer Zeit die gestrenge Rheinfelder Obrigkeit väterliche Rügen erteilte und ein Pfarrer aus der Basler Nachbarschaft sich veranlasst sah, seine Schäflein vor dem «tollen Fasnachtsgreuel» in diesem «Papstdorfe Magden», wie er es in einer Predigt nannte, zu warnen.

Theophil Roniger erinnerte sich auch in späteren Jahren gerne an diese heitere Seite seiner Jugendzeit. Als er bereits «ein hochberühmter Direktor» geworden war, wie ein Mitbürger ihn bewundernd nannte, fühlte er sich immer wieder wohl in dieser Magdener Luft; er blieb seinem Heimatdorf treu verbunden, hatte dort manche Freunde und Bekannte, die das einfache und volkstümliche Wesen dieses Mannes schätzten und liebten.

Theophil Roniger war ein aufgeweckter Schüler, fleissig und ehrgeizig; er lernte mit Begeisterung Gedichte auswendig, wie es damals noch üblich war, und er las viel. Die Bücher konnte er aus der Dorfbibliothek beziehen, die 300 Bände umfasste, was für damalige ländliche Verhältnisse erstaunlich war. Wir machen uns heutzutage kaum eine richtige Vorstellung davon, wie hart die Kinder damals in den kleinbäuerlichen Betrieben ihrer Eltern mitarbeiten mussten; besonders die Reben gaben viel zu tun; man weiss aber auch, dass überall dort, wo der Rebbau gepflegt wurde, ein stark ausgeprägter Familienzusammenhang feststellbar ist, was nicht nur damit zusammenhängt, dass jung und alt in enger Arbeitsgemeinschaft im Rebberg zusammenwerkt, sondern dass die gemeinsame Sorge um die herbstliche Ernte, die so viel zu bedeuten hatte, und um die sich die abendlichen Gespräche vorwiegend drehten, solch enges Familienband zu knüpfen vermochte.

Indessen hielt der junge Theophil Ausschau in eine Welt, die den beengten häuslichen und dörflichen Gesichtskreis, wenn auch vorerst nicht sprengen, doch erweitern konnte. Er lauschte den abenteuerlichen Berichten eines Invaliden, der den Napoleonischen Feldzug nach Russland mitgemacht hatte, hörte vom Krimkrieg und dem dramatischen Neuenburgerhandel. Dufours Ernennung zum eidgenössischen General löste bei den freigesinnten Magdenern wahre Begeisterung aus, und es ist möglich, dass der Junge den greisen General, der 1857 nach Rheinfelden kam, selber gesehen hat. Eifrig las er die «Frickthaler-Zeitung», die Nachrichten aus aller Welt brachte.

Nach der Beendigung der Schulzeit, März 1860, war es für Vater und Sohn wohl eine Selbstverständlichkeit, dass Theophil einmal den bäuerlichen Betrieb übernehmen würde. So leistete nun der Jüngling härteste Arbeit und war eine hoffnungsvolle Stütze seines vielbeschäftigten Vaters und die Freude seiner Mutter. Seine angeborene Frohnatur, die sich immer wieder «zu Heiterkeit und zum Lachen durch-

fand», wie sein Biograph schreibt, das entspannende gesellige Leben im Kreise seiner Kameraden, vor allem aber die jugendliche Unbekümmertheit und vermutlich auch eine Verbundenheit mit der Scholle, wie sie jeder kennt, der in einer Bauernfamilie aufgewachsen ist, mögen ihm darüber weggeholfen haben, wenn quälende Gedanken über die tägliche Mühsal sich einstellten. «Urgrossvater, Grossvater und Vater hatten dieses Leben in der Einfachheit auf sich genommen und es, wie sie es angetreten, getreulich weitergeführt, hatten die schweren Bürden getragen und sich an den kleinen Freuden erholt.» So schien es, als würde Theophil Roniger die bäuerliche Tradition seiner Vorfahren weiterführen und in dörflicher Abgeschiedenheit sich mit dem bescheidenen Leben und Werken eines Kleinbauern abzufinden haben.

Aber das Schicksal wollte es anders. Theophil Roniger muss sich zu dieser Zeit voll innerer Unruhe und Ungewissheit, wie sich sein weiteres Leben gestalten werde, die Frage gestellt haben, ob es seine Bestimmung sei, sich mit dem Lose eines Kleinbauern, der aller Mühsal zum Trotz, kaum auf einen grünen Zweig kommen konnte, zufrieden zu geben. Nicht nur hat er sich später immer wieder dieser qualvollen Zeit erinnert und auch darüber gesprochen, sondern es gibt ein merkwürdiges Zeugnis dafür, wie er zu jener Zeit, da er an einem Scheidewege stand, sich über seine bäuerliche Zukunft Klarheit verschaffen wollte. Er schrieb damals für einen jüngern Verwandten ein 72 Strophen umfassendes Gedicht «Das Lied vom Bauernstand» ab, dessen Inhalt, vorgetragen in einer Art von Galgenhumor, eine einzige Klage über die Mühsale des Kleinbauernstandes beinhaltet, ohne diesem bäuerlichen Dasein auch nur die geringste Sonnenseite abzugewinnen. Viele junge Bauernsöhne müssen sich damals mit solch quälenden Gedanken über ihre Zukunft abgegeben haben und entschieden sich dann sehr oft für die Auswanderung nach Amerika. Das ungewisse Los, das ihrer drüben wartete, liess in Theophil Roniger einen solchen Entschluss nicht aufkommen. Auch war er nicht der Mann, dessen Entscheidungen von romantischen Träumereien und Luftschlössern bestimmt wurden, sondern er verfügte bei allem Wagemut über einen sichern Instinkt für Möglichkeiten, die Gewähr boten, sich schliesslich verwirklichen zu lassen. Für den endgültigen Entschluss aus traditioneller kleinbäuerlicher Enge auszubrechen, war aber letzten Endes sein innerer Drang zum Erschaffen, Neuschaffen, wie Emil Roniger er-

kennt, entscheidend. Ob bei seiner Berufswahl der angesehene und erfolgreiche Brauer Franz Joseph Dietschy – sogar sein Verwalter Zeller wurde auf den Dörfern als halber Herrgott bestaunt – für Theophil ein Vorbild war, ist nicht ausgeschlossen; auch mag er davon Kunde erhalten haben, dass vor allem in Deutschland das Braugewerbe einen gewaltigen Aufschwung nahm. In einer heftigen Auseinandersetzung mit seinem Vater eröffnete er diesem, er sei fest entschlossen, den Bauernberuf aufzugeben und eine Lehre als Bierbrauer anzutreten.

Lehr- und Wanderjahre

Am 12. November 1862 trat der achtzehnjährige Theophil Roniger seine Lehre in der Brauerei zum Knopf in Säckingen an. Sein Lehrmeister, Friedrich Brogli, betrieb daneben noch eine Bäckerei, die dem Lehrbuben zusätzliche Arbeit brachte; sie sei streng, eine rechte Schinderei, stellt der Junge sachlich fest. Da nur im Winter gebraut wurde, konnte er jeweils im Frühjahr heimkommen und so während der strengen Jahreszeit dem Vater bei seiner Arbeit helfen. Nach Ablauf der Lehrzeit stellte ihm sein Meister 1864 das Zeugnis aus, er könne jedem Meister den jungen Brauer, der sich durch seinen Fleiss, seine Tätigkeit und seine Kenntnisse auszeichne, bestens empfehlen.
Schon in Säckingen fasste Theophil den Entschluss, sich nach der Beendigung der Lehrzeit in andern, womöglich grössern und besser eingerichteten Brauereien umzusehen und weiter auszubilden. Ein höchst aufschlussreicher Briefwechsel zwischen Sohn, Vater und besonders auch seiner Schwester Karoline vermitteln uns ein anschauliches Bild von dieser bewegten Gesellen- und Wanderzeit, die Theophil Roniger im Herbst 1864 antrat. Dazu kommt ein «Notizbüchlein», eine Art von Tagebuch, in welchem der junge Brauer getreulich und zuverlässig niederschreibt, was er auf seiner Wanderschaft erlebt. Korrespondenzen und Tagebuch geben uns nicht nur Aufschluss über sein fachliches Vorwärtskommen, sondern auch über den Reifeprozess durch den die menschliche Gestalt Theophil Ronigers, wie wir sie später kennen, allmählich geformt wird. Seine Bekanntschaft mit Menschen, Landschaften, Lebensverhältnissen und Denkweisen, wie er sie von zu Hause nicht kannte, erweitern nicht nur seinen geistigen Gesichtskreis, sondern schaffen gleichsam neue Massstäbe, mit denen

er sein Tun und Streben wertet und seiner Familie gegenüber, die ihn immer wieder in die Heimat zu locken versucht, rechtfertigt. Die Briefe seines Vaters und seiner Schwester Karoline berichten von den häuslichen Verhältnissen, von all den Dingen des dörflichen Alltags, vor allem aber über die quälenden Sorgen, die sich Eltern und Geschwister über den Sohn und Bruder machen, der für sie in einer von Gefahren umwitterten Fremde lebt. Für ihn selber stand aber fest, den einmal eingeschlagenen Weg mit eisernem Willen und auch Härte gegenüber sich selbst unentwegt weiterzugehen.
Während seines Aufenthaltes in Ulm, wo er in der Brauerei «Krone» einen Arbeitsplatz gefunden hatte, der seine fachlichen Kenntnisse entscheidend fördern konnte, erhielt er beschwörende Briefe von seiner schreibgewandten Schwester Karoline, die ihn auch im Namen seines Vaters dringend auffordert, wenigstens während des Sommers heimzukommen; die Mutter sei krank, man stehe vor der Eröffnung der «Sonne» – Joseph Roniger hatte das Tavernenrecht von seinem Schwager Lützelschwab, dem alten Sonnenwirt, erworben –, und sie mache sich schwerste Sorgen, wie man es ohne seine Mithilfe schaffen könne. Aus einem Briefe vom 18. Juni 1865 geht hervor, dass der Sohn einem ausdrücklichen Befehl seiner Eltern wohl Folge geleistet hätte, obwohl er in der «Krone» die für ihn wichtige und erwünschte Gelegenheit hatte, den Geschäftsgang einer Brauerei im Sommer kennenzulernen, was ihm bis jetzt nicht möglich gewesen war. Es zeugt von der Einsicht und dem Wohlwollen des Vaters, dass er sich schliesslich den Wünschen und dem Willen seines Sohnes beugte.
Dass sich Eltern und Geschwister um das Wohlbefinden Theophils Kummer machten, war nicht unbegründet, obwohl er immer wieder versicherte, er sei bei guter Gesundheit, und auch das Heimweh plage ihn nicht. Es war fast ein Wunder, dass er sich in der harten Brauarbeit, die damals übermässige körperliche Anstrengungen erforderte, zu behaupten vermochte. Alles musste von Hand betrieben werden; der erste Malzsack, der ihm auf den Rücken geworfen wurde, drückte ihn zu Boden, doch erhob er sich und trug ihn die Treppe hinauf; manchmal war das Hemd auf seiner Schulter blutig vom Fässer tragen. Die Brauburschen mussten schon um zwei oder drei Uhr aufstehen, sehr oft war das Essen schlecht und ungenügend, die Behandlung zuweilen rauh und rücksichtslos. Emil Roniger schreibt: «Es war ein Leben und ein Schinden, wie es heute kein Arbeiter in zivilisierten

Abb. 2. Gasthaus zur Sonne in Magden, Aufnahme aus dem Jahre 1942

Ländern mehr ertragen würde.» Aber selbst unerträgliche Last nahm der junge Roniger in Kauf, wenn er nur etwas hinzulernen konnte. In kleineren Brauereien beschränkte sich die Sommerarbeit auf das Abfüllen und Verführen des Bieres, in grösseren, wie in der «Krone» zu Ulm, galt sie der Pflege der grossen Biervorräte, wofür sich der junge Brauer brennend interessierte.
Im September 1865 verliess Theophil Ulm und begab sich wieder auf Wanderschaft. Sie brachte ihm vorerst schwere Enttäuschungen, und er geriet in eine äusserst schwierige Lage: «Jetzt war's dahin mit meinem Mute. Jetzt trachtete ich nimmer auf die Grösse des Geschäftes, auf Lernen oder nicht Lernen, auf Kost oder keine Kost, denn mein Geld war dahin, das Reisen nicht mehr zum Aushalten.» Es schien, dass Theophil Roniger in tiefer Niedergeschlagenheit und Verzweiflung – auch Heimweh gesellte sich hinzu – nahe daran war, ins väterliche Haus zurückzukehren, und sein Vorhaben, mindestens während drei Jahren sich in der Fremde die Fachkenntnisse anzueignen, die zu einem erstklassigen Brauer gehörten, aufgeben würde. In dieser, wie es schien, fast auswegslosen Lage hörte er eines Tages von einem Brauer Lutz in Grafenrheinfeld, in dessen Geschäft, das ein Musterbetrieb sei, er vielleicht lohnende Arbeit und die Möglichkeit weiterer Ausbildung finden könne. So fand Theophil Roniger in Grafenrheinfeld bei Schweinfurt seine beste Stelle. Nicht nur konnte er in diesem Betrieb am meisten lernen, sondern er war beim Besitzer des Gasthauses und der Brauerei «Zum Lamm» und seiner Familie sowohl als Brauer als auch als Mann und Mensch beliebt und angesehen. Während er bis jetzt ein kleiner, unbeachteter Braubursche gewesen war, wurde er nun von Lutz, der die menschlichen und fachlichen Qualitäten seines neuen Angestellten erkannte, mit Aufgaben betraut, die eigene Verantwortung erforderten. Voller Zuversicht und Stolz schreibt er nach Hause: «Was mich anbetrifft, bin ich gesund und wohl. ... In meinem schönen Bierhause bin ich jetzt allein der Herr, ... am Morgen habe ich dann mein Bier abzuziehen. Es ist meine grösste Freude, bei schönem Wetter in den Felsenkeller zu fahren. Ich ziehe die besseren Kleider an, setze mich auf den mit zwei tüchtigen Pferden bespannten Bierwagen und trabe lustig hinunter ...» Am Sonntag habe er die Gartenwirtschaft unter sich; da müsse er dann das Geld einnehmen und aufpassen, dass nichts fehle. Nach und nach verliere sich aber seine angeborene Schüchternheit, und er lasse keinen

mehr durchbrennen. Als der Fax in den Militärdienst einrücken muss, anvertraut ihm der Chef sogar die Leitung des Geschäftes. Das alles stärkte sein Selbstvertrauen und die Zuversicht, im Leben etwas Rechtes zustande zu bringen. Nur ungern verlässt er im Oktober 1866 Grafenrheinfeld, aber sein Drang, sich noch weitere Kenntnisse im Braugewerbe anzueignen, war stärker als alle Bindungen, die ihn an die Familie Lutz fesselten. Mit einem Zeugnis, in welchem die Leistungen Ronigers als vorzüglich bezeichnet werden, gelangt er schliesslich nach Frankenthal in der ehemaligen bayrischen Pfalz, wo er die letzte Stelle seiner Wanderzeit antritt. Er findet dort einen guten Betrieb, freilich auch unerfreuliche Auseinandersetzungen mit Arbeitskameraden, die die tägliche Arbeit erschwerten. Allein er hatte sich nun einmal vorgenommen, drei Jahre in der Fremde auszuharren, und davon liess er sich nicht abbringen. Was ihn in Frankenthal aber festhält, ist der mit den neuesten technischen Errungenschaften eingerichtete Brauereibetrieb: «Im Bierhaus wird alles mit Maschinen betrieben, die mit Pferden in Bewegung gesetzt werden!»

Das Bild des Mannes und Menschen Theophil Roniger, wie es sich uns in seinem beruflichen Streben darstellt, wäre unvollständig, wenn wir nicht einer andern Seite gedächten, wie sie in seinen Briefen und seinem Tagebuch zum Ausdruck kommt. Neben treffenden Bemerkungen und Beobachtungen über Landschaften und historische Baudenkmäler sind vor allem seine lebendigen Schilderungen der kriegerischen Ereignisse, wie er sie während des preussisch-österreichischen Krieges 1866 im lokalen Bereich von Grafenrheinfeld und Umgebung erlebt hat, für den Biographen aufschlussreich. Ohne zu übertreiben darf gesagt werden, dass die Berichte eine überdurchschnittliche sprachliche Ausdrucksfähigkeit zeigen, die angeborenes Talent verraten. Sie zeichnen sich aus durch plastische Schilderung einzelner, scharf beobachteter Vorkommnisse, die aber jeweils in grössere Zusammenhänge militärischer und politischer Natur eingeordnet werden. Geschichtliche Darstellung jener Ereignisse, die sich im Raume Schweinfurt abgespielt haben, könnte durch die Beobachtungen dieses Augenzeugen bereichert werden.

Zuhause erwartete man indessen mit Ungeduld und Sehnsucht die Rückkehr des Sohnes und Bruders. Man beginne mit der Verschönerung des Hausplatzes, richte den Garten nett zu und vergesse auch die englische Anlage nicht, schreibt Schwester Karoline schon im

Februar 1866. Der Vater war damals im Begriffe, der gut gehenden Wirtschaft eine kleine Brauerei anzugliedern, die vorerst den Bedarf im eigenen Wirtshaus decken sollte. Man habe seit Weihnachten 130 Fässlein Bier gebraucht, ein Beweis, dass die Magdener auch Bier trinken können, wenn schon der Wein gut sei. Dieses kleine Unternehmen entsprach damals noch ganz den Vorstellungen Theophils, der auf die Mitteilung der Schwester, er könnte vielleicht die Waldmeyersche Brauerei in Möhlin pachten, entschieden ablehnt; er halte dafür, dass ein kleines, gut eingerichtetes Geschäft, das sie rücksichtlich der Vermögensverhältnisse nicht zu stark belaste, eigen, unabhängig zum Betreiben, für sie weit vorteilhafter sei als die Übernahme einer grossen Brauerei, die ihnen in einem Jahr zwar viel Gutes bringen, die Familie aber ebensogut ruinieren könne. Dieses Streben nach Unabhängigkeit sollte sich im weiteren Verlauf seines Bemühens immer entschiedener und entscheidender ausprägen, wie sein Biograph feststellt.

Theophil Roniger war nicht der Mann, der seine innere Gefühlswelt so leicht offenbarte; Selbstmitleid ist auch während der Zeit fast unerträglicher seelischer und körperlicher Belastung in seinen Briefen nicht anzutreffen. Es ist bezeichnend für ihn, dass er den elementaren Ausbruch seiner Sehnsucht nach der Heimat beim Anblick «seines Freundes aus der Jugend», des Rheinstromes, in einem eindrucksvollen Bekenntnis nur seinem Tagebuch anvertraut.

Zur Osterzeit 1867 reist Theophil Roniger von Frankenthal nach Strassburg, besteigt dort das Münster, kommt dann nach Freiburg, überschreitet die Brücke bei Rheinfelden und kehrt noch am gleichen Abend nach Magden zurück.

Emil Roniger entwirft in seiner Biographie ein von tiefem menschlichem Verständnis zeugendes Bild von den häuslichen und familiären Verhältnissen, die seinen Vater bei seiner Heimkehr in der schwergeprüften Familie erwarteten. Vor diesem düsteren Hintergrund erscheine die spätere Leistung Theophil Ronigers erst im wahren Lichte; von den ungeheuren Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, könne man sich kaum eine Vorstellung machen, auch nicht auf Grund der vorliegenden Dokumente. «Er verfolgte den Auftrag, dem er sich unterstellt hatte, Schritt für Schritt, hier wie vorher und später und nahm die zusätzlichen Sorgen und Lasten, wie sie sich aus diesen Zuständen und Wirrnissen ergaben, und die Theophil Roniger bis an

sein Ende verfolgen sollten, willig auf sich.» Gerade in diesem Behaupten unter Widerwärtigkeiten erschliesse sich wie beim Ausharren auf der Wanderschaft sein wahres Wesen: die Ausdauer erfolgte aus der unablässig wirkenden Erschaffenskraft.

Brauer in Magden

Die vom Vater begründete Brauerei «zur Sonne» in Magden, die nur über das Allernotwendigste an Einrichtung und Gerätschaften verfügte, belieferte zur Hauptsache die eigene Wirtschaft, der Verkauf an Wirte war gering, und Theophil Roniger war nur der kärglich entlöhnte Fax und Bursche, der die schwere Arbeit fast allein leistete. Da war es ein Glück, dass der junge Mann mit seiner angeborenen Frohmütigkeit im Kreise seiner Kameraden in den kleinen Freuden, wie sie das Dorfleben brachte, Entspannung fand. Er war ein eifriger Schütze und bewahrte den Feldschützen, deren Aktuar und Kassier er war, lebenslang seine Treue. Er war auch ein sangesfreudiger Mann – er habe wunderschön gesungen –, übernahm einmal eine Rolle in einer Theateraufführung und beteiligte sich am Magdener Fasnachtstreiben; auch die Rekrutenschule, die er nachholen musste, bot willkommene Abwechslung. Allein im August 1871 kam es zu einer schweren Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, der sich von zuhause entfernte und dem Vater schrieb, nur unter der Bedingung heimzukommen, dass er ihm den gesamten Betrieb und einiges Land zu einem angemessenen Betrag übergebe, sonst würde er «von hier abgehen». «Dem jungen Mann war das Feuer ins Dach gestiegen», wie Emil Roniger schreibt, «und er war in seiner Jugend allem nach ein aufbrausender Mensch, und wie das immer ist, zum Leid seiner Umgebung und zu seinem eigenen Leid.» Er schien jetzt fest entschlossen zu sein, nach Amerika auszuwandern in der Hoffnung, sich dort eine Existenz und ein Leben aufzubauen, wie es in der bedrückenden heimatlichen Enge nicht möglich erschien; ein Vorhaben freilich, das nur auf Grund äusserster Verzweiflung verständlich wird, wenn man bedenkt, wie er als Achtzehnjähriger einen solchen Ausweg aufs entschiedenste abgelehnt hatte, und wie sehr er an der Heimat hing, von der er sich nur schwer hätte lösen können. In einem erschütternden Brief, in welchem der Vater die schweren Schicksalsschläge, von denen

seine Familie betroffen war, und die er mit unerschütterlicher Geduld ertragen hatte, in unerbittlicher Offenheit schildert, beschwört er seinen Sohn, die Seinen nicht zu verlassen. Für den Vater bedeutete der Entschluss Theophils nicht nur den Untergang des stets gefährdeten Geschäftes, sondern auch die Vernichtung jeder Lebensgrundlage für die Familie. Er war auch überzeugt, dass der geliebte Sohn drüben einem unsichern, wenn nicht gar verderblichen und unglückseligen Schicksal entgegenginge; es gab auch in Magden Auswanderer, die verschollen blieben und solche, die gebrochen zurückkehrten und der Gemeinde zur Last fielen. Auch konnte der Vater kaum ermessen, dass sich sein Sohn kraft seiner Veranlagung, die sich in einem eisernen Willen zu schaffen und erschaffen äusserte, wohl auch in Amerika bewährt hätte. Echte väterliche Autorität, die letztlich in der Liebe zu seinem Sohne begründet war, und das Gefühl, er dürfe und könne seine bedrängte Familie nicht im Stiche lassen, mögen damals bewirkt haben, dass Theophil Roniger sein Vorhaben aufgab. Aber drei Jahre später erfolgte ein neuer Ausbruch; die kleine und dürftig eingerichtete Brauerei in Magden war für ihn nur ein Provisorium, zumal wenn man bedenkt, dass Theophil Roniger die grossen Musterbetriebe, die er auf seiner Wanderschaft in Deutschland kennengelernt hatte, als Leitbild vor Augen hatte. Er war nicht bereit, sich mit den bedrückenden Verhältnissen dieses stets gefährdeten Kleinbetriebes dauernd abzufinden, in dem man trotz schwerster Arbeit und erstklassiger Fachkenntnisse, die man zudem nicht einmal verwerten konnte, kaum vorwärts kam. So reifte in ihm allmählich der Entschluss, anstelle dieser «urzeitlichen» Brauerei, wie er sie nannte, einen Neubau zu errichten, der den zeitgemässen Ansprüchen an eine Brauerei zu genügen vermöchte, obschon die Finanzierung eines solchen Werkes schwierig war.

Gründung und Ausbau der Brauerei Feldschlösschen – Kollektivfirma Wüthrich und Roniger

Dieser Sorge wurde er enthoben, als Johann Wüthrich, Bauer auf der «Sennweid» in Olsberg, ein unternehmungslustiger und wohlhabender Mann, mit dem Plane umging, beim Bahnhof Rheinfelden eine grössere und neuzeitlich eingerichtete Brauerei zu gründen. Johann Wüthrich sei ein stiller, scharf zusehender und intelligenter Mann Gotthelfischer

Natur gewesen, schreibt Emil Roniger, ein aufgeschlossener, lebensfreudiger Mensch und Gesellschafter. In der «Sonne» zu Magden war er ein gern gesehener und geachteter Gast, dem die gediegene Art von Joseph Roniger zusagte. Bei solcher Einkehr wird er auch den jungen Brauer Theophil kennen und schätzen gelernt haben; dessen Arbeitseifer und zielstrebige Unternehmungslust, vor allem aber seine eminenten Fachkenntnisse mögen Johann Wüthrich schliesslich veranlasst haben, die Errichtung einer Brauerei in Rheinfelden nur dann zu wagen, wenn Theophil Roniger seine Mitarbeit zusage, respektive das Geschäft führe.

In einem Briefe vom 10. Juni 1874 unterrichtete Theophil Roniger seinen Vater von diesem Projekt des alten Wüthrich und von dem Angebot, das ihm dieser gemacht hatte; zudem wollte er wissen, um welche Summe ihm der Vater sämtliche Gebäulichkeiten, Garten und Brauerei-Inventar samt Keller in Magden abtreten könne. Er verhehle nicht, dass er der projektierten Brauerei in Rheinfelden eine grössere Zukunft prophezeie, schon wegen ihrer Lage, als einer wenn auch vervollkommneten Brauerei in Magden. Der Vater war bereit, dem Sohne seine Liegenschaften zu einem bescheidenen Preise zu überlassen, er sei aber auch einverstanden, dass er anderwärts eine Stelle annehme, wo er sich besser schonen könne. Man gewinnt den Eindruck, dass Theophil Roniger sich bereits entschieden hatte, das verlockende Angebot Wüthrichs anzunehmen. Unerwartet bot sich ihm die Möglichkeit, aus den beengenden, ja unerträglich gewordenen Zuständen, wie sie im väterlichen Betrieb zum Ausdruck kamen, auszubrechen und ein seinen Fachkenntnissen und seinem Erschaffensdrang gemässes Wirkungsfeld zu finden. So unterblieb denn auch die Übernahme der väterlichen Liegenschaften, hingegen braute er in Magden weiter bis zur Eröffnung des Rheinfelder Werkes, um die erworbene Kundschaft nicht zu verlieren. Joseph Roniger wirtete bis zu seinem Tode im Herbst 1879 auf der «Sonne»; seinen Bauernbetrieb überliess er seinem Sohne Wilhelm, für den er das auf der andern Seite der Gartenwirtschaft liegende grosse und schöne Haus erwarb.

Schon am 8. August 1874 wurde den Herren Mathias Wüthrich von der «Sennweid» bei Olsberg, dem älteren Sohne Johanns, und Theophil Roniger von Magden die Liegenschaft der ehemaligen chemischen Fabrik, die im Volksmund als «Gifthütte» bezeichnet wurde, weil man glaubte, es werde darin Arsenik hergestellt – in Wirklichkeit war es

Anilin –, amtlich zugefertigt. Die Gebäulichkeiten samt zehn Jucharten Land gehörten zu dieser Zeit einem David Nordmann von Lörrach; zum Preise von 25 000 Franken überliess er das Ganze den beiden Käufern.

Der Um- und Ausbau der Gebäulichkeiten, die ursprünglich einem ganz andern Zweck gedient hatten, in eine Brauerei, stellte den beiden Unternehmern eine Aufgabe, die sorgfältigste bautechnische Planung und Kostenberechnung erforderte. Es zeugt für die vielseitigen praktischen und theoretischen Fähigkeiten und die ausserordentliche Arbeitskraft von Theophil Roniger, dass er den gesamten Um- und Neubau persönlich zu leiten vermochte. Die Weiterführung der Brauerei in Magden brachte eine zusätzliche Belastung. Dazu kam, dass die Bauleitung für ihn ein ganz neues Arbeitsgebiet war, in das er sich gründlich einarbeiten musste. Seine Erfahrungen, die er während dieser Bauzeit machen konnte, kamen ihm später bei den fortlaufenden baulichen Erweiterungen des Werkes zugut. Aus einem noch vorhandenen Entwurf eines Bauvertrages geht hervor, dass Wüthrich und Roniger die Bereitstellung und die Lieferung sämtlichen Materials zu übernehmen hatten, das für den Um- und Neubau benötigt wurde; von grossem Vorteil war es, dass Wüthrich über einen leistungsfähigen Pferdebestand verfügte, der es möglich machte, die zahlreichen Fuhren rechtzeitig auszuführen.

Man kann sich wohl kaum eine richtige Vorstellung davon machen, mit welchen Schwierigkeiten aller Art, die ein solcher Umbau erfahrungsgemäss mit sich bringt, die beiden tagtäglich zu rechnen hatten. Dass die Finanzierung einer für damalige Verhältnisse grosszügig konzipierten Werkanlage nicht leicht war, ist nicht zu verwundern. Zwar konnten die beiden Wüthrich, wie es ja vorgesehen war, ein beträchtliches Kapital zur Verfügung stellen – bis Ende 1876 wurden es rund 125 000 Franken –, allein die Baukosten waren nur schwer zu berechnen gewesen, und es zeigte sich bald einmal, dass man sie zu niedrig veranschlagt hatte. Dem eher vorsichtigen Mathias Wüthrich, dem die dynamisch vorwärtsdrängende Natur Ronigers wohl unheimlich vorkam, stiegen Bedenken auf, seine Beteiligung könnte ein Fehlschlag werden; auch war ihm zu Ohren gekommen, dass Joseph Roniger vom Misslingen des gewagten Unternehmens überzeugt sei. Zu dieser Zeit wandte sich Theophil Roniger an seinen Vater, um von ihm einen grösseren finanziellen Beitrag für das im Bau

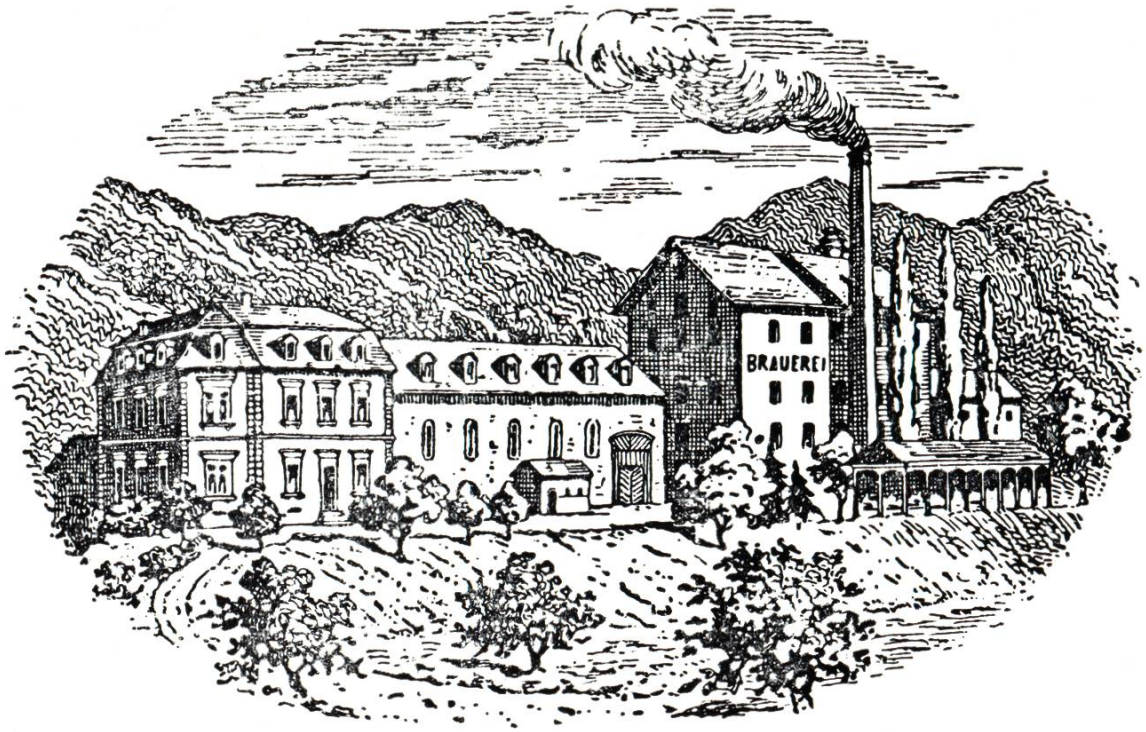

Abb. 3. Brauerei Wüthrich und Roniger 1876

begriffene Werk zu erhalten. Er schrieb: «Ich weiss, dass das von uns angefangene Geschäft unsern Vermögensverhältnissen gegenüber zu gross ist und verlange daher nur, dass der von uns gegebene Einsatz gross genug sei, um meinem Associé als Garantie zu dienen.» Es ist unerklärlich, dass Theophil Roniger über die Vermögensverhältnisse seines Vaters so schlecht unterrichtet war; von einem ins Gewicht fallenden Zuschuss an die enormen Baukosten durch Joseph Roniger konnte keine Rede sein. So standen denn auch der beträchtlichen Einlage von Mathias Wüthrich bis 1876, wie oben erwähnt, nur rund 10 000 Franken von Roniger gegenüber. Aus den vorliegenden Dokumenten ist nicht ersichtlich, wie diese Vertrauenskrise gemeistert werden konnte; es ist aber anzunehmen, dass es Theophil Roniger unter Einsatz seiner aussergewöhnlichen Willens- und Überzeugungskraft schliesslich gelang, die schweren Bedenken seines Associé zu beseitigen. Bis zur Eröffnung der neuen Brauerei, das heisst bis zum Ausstoss des ersten Bieres, betrug der Gesamtaufwand für den Um- und Neubau, die Brauereieinrichtungen und das Rohmaterial (Malz bezog man von Mannheim, Dijon und Ravensburg, Hopfen aus Bamberg) 365 000

Franken. Ende Januar 1876 war die Brauerei baulich errichtet und finanziell durch die Einlage von Johann Wüthrich und gut verbürgte Bankdarlehen gesichert.
Die Zusammenarbeit von Wüthrich und Roniger beruhte auf echter Partnerschaft, auf gegenseitigem Vertrauen. Während die Wüthrich das Wagnis eingingen, ihre finanziellen Mittel bis zum äussersten einzusetzen – Johann Wüthrich hatte auf die bisher schuldenfreie «Sennweid» zusätzlich 60 000 Franken aufgenommen –, bestand der Anteil von Theophil Roniger in seiner Fähigkeit, einen solchen Betrieb sowohl in technischer als auch in kaufmännischer Hinsicht fachgerecht und daher auch erfolgversprechend zu leiten.
Schon am 8. Februar 1876 konnte Theophil Roniger in der neuen Brauerei, die auf seinen Vorschlag hin den Namen «Feldschlösschen» erhielt, den ersten Sud brauen.
Neben den Brauereianlagen entstand zur gleichen Zeit ein Landwirtschaftsbetrieb – Ökonomiegebäude und Wohnhaus –, die zukünftige Domäne von Mathias Wüthrich. Näheres über die Entstehung und die weitere Entwicklung dieses Unternehmens sowie eine Würdigung dieses Mitbegründers der Brauerei und seiner Verdienste bleibt einer besonderen Biographie vorbehalten.
Das erste Braujahr brachte indessen bittere Enttäuschungen, und es schien, dass sich die Bedenken von Mathias Wüthrich und die düsteren Prognosen von Joseph Roniger bewahrheiten sollten. Zinsen und Amortisationen standen in keinem Verhältnis zum erzielten Gewinn aus dem noch bescheidenen Absatz. Besonders ungünstig wirkten sich die hohen Hopfenpreise aus; dazu kam der milde Winter, so dass ein wesentlicher Teil des benötigten Eises aus dem Klöntalersee bezogen werden musste, was die Unkosten beträchtlich erhöhte. Die Not des jungen Unternehmens muss schlimm gewesen sein, sah sich doch Roniger genötigt, bei einem Basler Wucherer zu unerhört ungünstigen Bedingungen Geld aufzunehmen, da sich andere Geldgeber nicht fanden. Leute, die ihm und dem neuen Unternehmen nicht gewogen waren, sprachen der Brauerei Feldschlösschen die Lebensmöglichkeit ab; es sei unbegreiflich, hiess es, einem alten Kamin zuliebe eine Brauerei auf einen Berg zu stellen, wo es kein Wasser gebe, und sie prophezeiten baldigen Bankrott. Der vermögliche Johann Blatt, der 1878 das Hotel-Restaurant auf dem Bahnhofplatz eröffnete und mit dessen Tochter Alice Theophil Roniger Bekanntschaft gemacht hatte,

half seinem zukünftigen Schwiegersohn, dem er unbeschränktes Vertrauen schenkte, über die grössten Schwierigkeiten hinweg.
Nach Überwindung dieser Krise ist ein steter Aufstieg des Unternehmens festzustellen; der Bierabsatz, der im ersten Halbjahr 1876 einen Versand von 1873 Hektolitern betragen hatte, erhöhte sich beständig und erreichte im letzten Geschäftsjahr vor dem Übergang in die Aktiengesellschaft rund das Zehnfache, nämlich 36 682 Hektoliter; damit rückte eine der jüngsten Gründungen im schweizerischen Braugewerbe an die Spitze vor, die sie bis zum heutigen Tage behalten sollte. Die Gründe für diesen Erfolg sind mannigfacher Art. Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung der Zeit mit ihren zahlreichen Gründungen gewerblicher Betriebe und grosser Industrieunternehmen, die Erweiterung des schweizerischen Bahnnetzes mit seinen Tunnelbauten, die gesteigerte private Bautätigkeit in Stadt und Land, zu der sich um die Jahrhundertwende die Erstellung von Elektrizitätswerken gesellte, benötigten eine immer steigende Zahl von einheimischen und fremden Arbeitskräften, was nachweisbar eine enorme Steigerung des Bierkonsums zur Folge hatte. Die zunehmende Erkenntnis, dass massloses Schnapstrinken, wie es damals vielfach üblich war, nicht nur höchst gesundheitsschädlich sei, sondern auch glückliches Familienleben zerstören konnte, trug ebenfalls dazu bei, das bekömmliche und zudem noch billigere Bier zu trinken, das so allmählich zu einem Volksgetränk wurde. Für den Brauer Roniger galt als eisernes Geschäftsprinzip nur erstklassiges Rohmaterial zu verwenden; dazu kam, dass er sich fortlaufend bemühte, seine Fachkenntnisse zu erweitern. Er besuchte im September und Oktober 1877 die Brauschule in Worms, um sein praktisches Wissen und Können durch theoretisches Studium zu ergänzen. So war er in der Lage, durch die Herstellung eines qualitativ hervorragenden Bieres im harten Konkurrenzkampf erfolgreich zu bestehen. Auch war die Zeit der vielen Kleinbrauereien vorbei, weil sie infolge ungenügender Fachkenntnisse, mangelhafter Einrichtungen und Verwendung schlechten Rohmaterials nur Bier minderer Güte herstellen konnten; Absatz und Rendite waren gering, entweder gingen sie ein oder wurden von leistungsfähigen grösseren Brauereien aufgekauft und stillgelegt. Theophil Roniger hat es durch sein leutseliges Wesen auch verstanden, mit seiner Kundschaft einen Kontakt zu pflegen, der Vertrauen schuf.
Die wenigstens noch teilweise vorhandenen Jahresrechnungen geben

Aufschluss über die finanzielle Entwicklung des Unternehmens. Zwar reichten die Erträge in den ersten Jahren gerade aus, um Amortisationen, Zinsen und Anschaffungen zu bestreiten. In den achtziger Jahren stiegen Produktion und Absatz kontinuierlich an und damit auch die Gewinne. Aber Roniger war nicht der Mann, mit dem einmal Erreichten zufrieden zu sein und sich damit abzufinden. Schon anfangs 1882 unterbreitete er seinem Partner Mathias Wüthrich in einem ausführlichen Memorandum detaillierte Pläne für einen weitern Ausbau ihres Werkes unter Berücksichtigung neuester Erfordernisse und Errungenschaften im Braugewerbe, die den geschäftlichen Erfolg auch für die Zukunft garantieren würden. Seine Darlegungen verraten nicht nur eine intime Kenntnis brautechnischer Belange, sondern auch vorausschauende Planung. Er erachtet die vorhandene Kelleranlage als völlig ungenügend, da sie die Einlagerung eines genügenden Vorrates verhindere. Was eine reibungslose Belieferung über den lokalen Kundenkreis hinaus anbelange, auf welche ihre Brauerei angewiesen sei, müsse stets ein ausreichender Vorrat an Lagerbier vorhanden sein. Roniger denkt damals schon an einen Export über die Landesgrenzen hinaus; die Gotthardbahn eröffne den schweizerischen Exportbrauereien ein neues Absatzgebiet, welches jedoch nur Brauer mit guten und genügenden Kelleranlagen ausnützen könnten; auch sei zu bedenken, dass vielleicht in nicht allzu ferner Zeit im Brauwesen eine Krisis eintrete und diejenigen ihr Opfer sein würden, deren Geschäft nicht allen Anforderungen entspreche. Aus seinen Darlegungen ergebe sich daher, dass neue, richtig angelegte Keller für sie kein Luxus wären; zudem hätten ihre eigenen wegen des geringen Eisvorrates im Sommer eine Temperatur von vier bis sechs Grad, was zur Folge habe, dass infolge zu rascher Vergärung, herrührend von diesen zu hohen Kellertemperaturen, jedes Jahr grössere Mengen Bieres ungeniessbar würden. Roniger konnte seinen Associé unter Einsatz seltener Überzeugungskraft, wie sie seinem Wesen eigen war, für die Verwirklichung dieser Pläne gewinnen. In den Jahren 1882/83 kamen diese umfangreichen und kostspieligen Erneuerungsbauten samt Installation der Neueinrichtungen («Sudhaus und Schiff, Fass und Geschirr, Dampfkessel und Fasszug» usw.) zur Ausführung. Dass die Firma Wüthrich und Roniger auf allererste Qualität dieser Neuanlage Wert legte, dafür zeugt, dass mit deren Planung eine führende Frankfurter Spezialfirma für Brauereien beauftragt wurde. Noch vor dem Abschluss dieser umfassenden

Neueinrichtungen hatte sich Theophil Roniger nach Deutschland begeben, dort modernste Brauereien besichtigt, um, wie er seinem Kompagnon schreibt, seine erworbenen Kenntnisse nach der Heimkehr sofort verwerten zu können. Ein Brief an Mathias Wüthrich ist höchst charakteristisch für das dynamische Temperament des Menschen und Unternehmers Theophil Roniger. Mit einem wahren Sturzbach von Fragen überschüttet er seinen Associé: «Mein Freund! Vergebens erwartete ich in Frankfurt einen Brief von Dir zu erhalten. Mich quält die Ungewissheit, wie die Dinge stehen. Wie steht's mit den gekauften Hopfen? Können die Arbeiter bei der grossen Kälte mit den verschiedenen Arbeiten fortfahren? Wie weit ist die Kellerei, die Malzdarre, der Malzkeller, gehen die Arbeiten des Monteurs vorwärts? Sind die Öffnungen der Malzkeller verschlossen, so dass die Unterlage nicht gefrieren kann? Machen die Bodenleger nach Möglichkeit vorwärts? Hast Du auch schon Eis gemacht?»
Infolge der Vergrösserung und Modernisierung des Betriebes stieg nicht nur der Bierausstoss, sondern die Qualität des Getränkes konnte erheblich verbessert werden, was wiederum einen starken Anstieg des Absatzes zur Folge hatte. Die vermehrten Bierfuhren nach dem Bahnhof und zur Landstrasse sowie die Transporte des Rohmaterials zur Brauerei erforderten eine Korrektur des schlechten und zu schmalen Froneggweges, der zudem erhebliche Steigungen aufwies. 1884 konnte eine bequeme Zufahrtsstrasse angelegt werden, nachdem Johann Dietschy, Vater, zum «Casino» sich bereit fand, der Firma das hiezu benötigte Land zu verkaufen. Ein Zusatz im Kaufvertrag, wonach den Käufern noch weiterer Boden zu einer allfälligen Verbreiterung der Strasse zugesichert wird, lässt vermuten, dass man schon damals an einen Geleiseanschluss gedacht hat, wie er dann einige Jahre später auch gebaut wurde. Schon 1876 gab es beim Feldschlösschen eine Sommerwirtschaft, eine offene Holzhalle, die nördlich vom Hauptgebäude am Rande der hohen Halde errichtet worden war. Diese «Bierhalle», von der aus man einen weiten Blick ins Rheintal und in die Schwarzwaldberge hinein hatte, wurde zu einem Ort fröhlicher Geselligkeit, namentlich an Sonntagen, wenn ländliche Musikvereine aufspielten. Noch im gleichen Jahre eröffnete man eine Pintenwirtschaft, die dann 1885 durch ein eigentliches Brauerei-Restaurant abgelöst wurde. Kurz bevor die Kollektivfirma Wüthrich und Roniger in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, war die Beteiligung

der beiden Partner beinahe ausgeglichen, da Roniger seine Gewinnanteile fortlaufend im Geschäft investierte; das Guthaben von Wüthrich betrug am 1. Januar 1890 Fr. 620 058.–, dasjenige von Roniger Fr. 578 625.–.

Aktiengesellschaft zum Feldschlösschen

Fragen wir nach den Gründen, die Theophil Roniger bewogen haben, die erfolgreiche Kollektivfirma Wüthrich und Roniger in eine Aktiengesellschaft zu überführen, so waren es neben seinem inneren Drange, das einmal Geschaffene unablässig weiter auszubauen, es zu verbessern, gewiss auch vorausschauende kaufmännische Überlegungen, die ihn zu diesem Entschlusse führten. Schon zu Anfang der achtziger Jahre war er überzeugt, dass nur Brauereien, die mit den neuesten brautechnischen Errungenschaften ausgerüstet wären, im schweren Konkurrenzkampfe bestehen könnten. An deutschen Beispielen, führenden Unternehmen im Braugewerbe, mochte er erkannt haben, dass nur modernste Anlagen, die ein erstklassiges Bier garantierten, Betriebe, die zudem über eine starke finanzielle Grundlage verfügten und somit auch Rückschläge verkraften könnten, eine erfolgreiche Zukunft hätten. Einen Beweis dafür, dass solch rational fundierte Überlegungen im Hinblick auf die Gründung einer Aktiengesellschaft für ihn mitentscheidend waren, sehen wir in der Tatsache, dass es ihm gelang, seinen Associé Mathias Wüthrich für sein Vorhaben zu gewinnen. Wohl gab es für Theophil Roniger, seiner innersten Veranlagung entsprechend, nur dynamisches Vorwärtsdrängen, aber er war kein leichtfertiger Spekulant, sondern ein klug berechnender Unternehmer, dessen Wagnisse den Rahmen des Möglichen nicht überschritten.
Zur Verwirklichung solch weitreichender Pläne bedurfte es einer genügend breiten finanziellen Grundlage, wozu die privaten Mittel nicht ausreichten. Die Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft, wie sie damals zahlreich entstanden, schien Roniger am geeignetsten, sich das benötigte Kapital zu beschaffen. Nachdem er einige finanzkräftige Interessenten gefunden hatte, kam es am 26. September 1890 zur Gründung der «Aktiengesellschaft zum Feldschlösschen». Neben den Hauptaktionären, die je 100 000 Franken zeichneten, erwarben auch ganz einfache Leute aus Ronigers Bekanntenkreis Aktien,

was ihn besonders freute. Es wurde ein siebenköpfiger Verwaltungsrat bestellt und Theophil Roniger zum geschäftsführenden Direktor gewählt. Neben seinem frühern Associé Mathias Wüthrich sassen im Verwaltungsrat sein politischer Kampfgenosse Notar Fritz Brunner, der spätere Stadtammann, der das Präsidium übernam, dann Dr. Paul Scherrer, der Basler Radikale, der Theophil Roniger politisch nahestand, der Freiburger Bankier Kaufmann-Fehr und Bankier Veillard aus Basel. Zwei weitere Mitglieder traten schon nach Abschluss des ersten Geschäftsjahres zurück und wurden nicht ersetzt.
Vier Jahre nach der Gründung der Aktiengesellschaft kam es zwischen dem Verwaltungsratsmitglied Veillard und Direktor Roniger zu einer harten Auseinandersetzung. Infolge Konkurserklärung zweier Besitzer von grösseren Liegenschaften, deren Hypotheken durch die Firma verbürgt waren, erlitt die Brauerei einige Verluste. Dies veranlasste Veillard, dem Verwaltungsrate vorzuschlagen, neben dem technischen Direktor noch einen kaufmännischen Leiter zu bestellen, um in Zukunft solche Vorfälle zu vermeiden. Es ist für den Menschen und Geschäftsmann Theophil Roniger höchst aufschlussreich, wie er diesem Affront, der ihn im Innersten verletzten musste, begegnete. Mit rein sachlichen Argumenten, aber mit entschiedener Schärfe weist er den Antrag als unerhörte Anmassung eines Nichtfachmannes zurück; und mit verhaltenem Stolze, der nicht zu überhören ist, erinnert er daran, dass ohne die Leistungen der Gründer das heute blühende Geschäft gar nicht bestünde und würdigt damit auch die Verdienste seines Partners Mathias Wüthrich. Er erklärte: «Ohne Fachmann zu sein, ohne einen Einblick in die Geschäftsverhältnisse einer Brauerei zu haben, vom einseitigen Standpunkt eines Bankiers aus die Leiter eines Unternehmens, die das Geschäft vom bescheidenen Anfang an die Spitze der schweizerischen Brauereien gebracht haben, bevormunden zu wollen, ist eine Anmassung, die ernstlich zurückgewiesen werden muss. Die Tatsache, dass aus dem geschäftlichen Verkehr während achtzehn Jahren sich noch kein Rechtsstreit ergeben hat, dass die Geschäftsleitung von Kunden und Lieferanten bezüglich Pünktlichkeit und Ordnung geachtet ist, dass die Einkäufe, welche sich jährlich auf 500 000 bis 600 000 Franken belaufen, mit wenig Ausnahmen vorteilhaft und im richtigen Zeitpunkt gemacht worden, dürften genügen, um die Forderung des Herren Veillard als überflüssig erscheinen zu lassen und dies um so mehr, als auch die Berichte der Revisoren zu

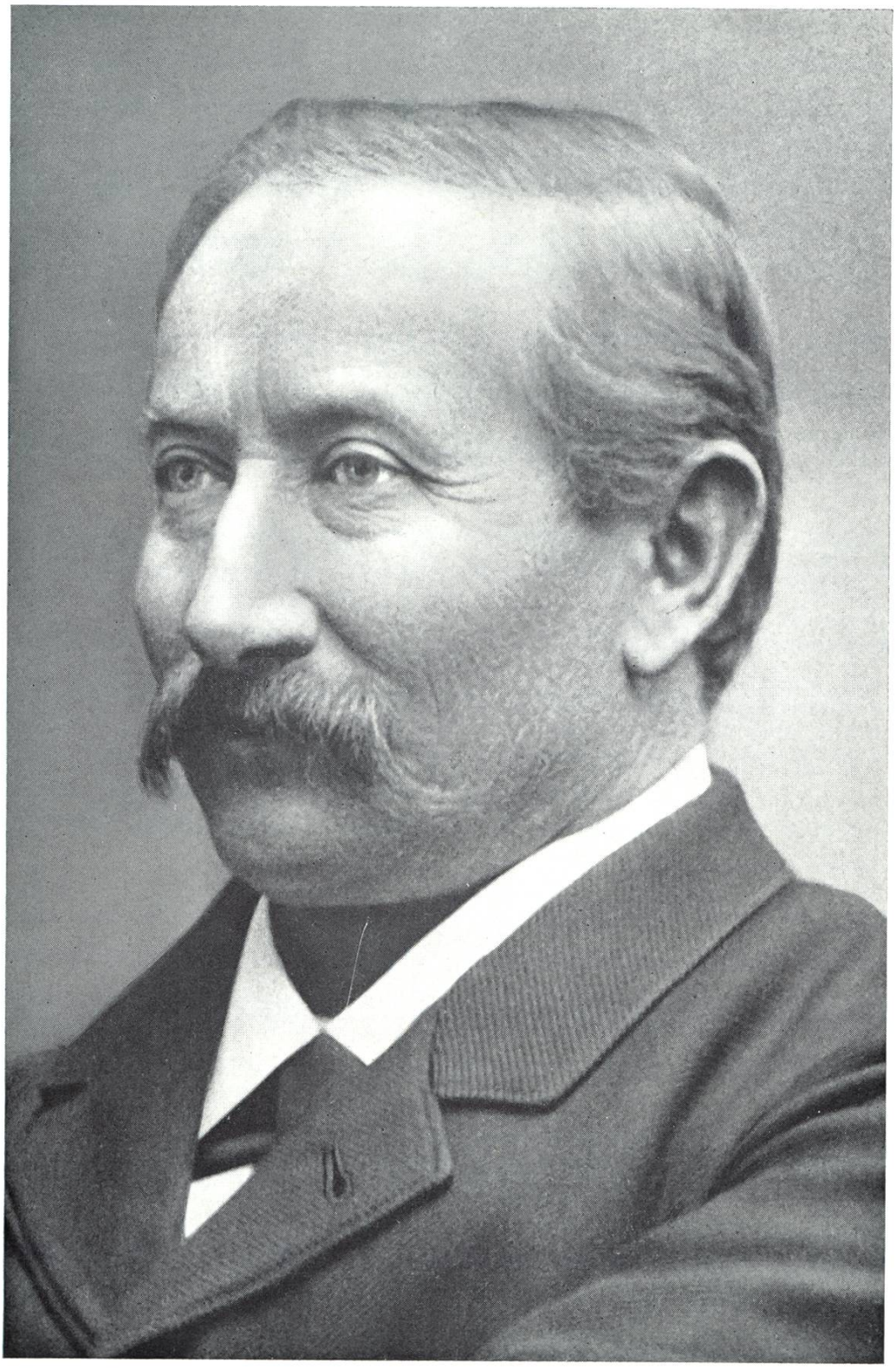

Abb. 4. Theophil Roniger-Blatt, ungefähr fünfzigjährig

den Geschäftsberichten nur günstig lauten.» Die vier Verwaltungsräte, deren uneingeschränktes Vertrauen Roniger genoss, lehnten den Antrag von Veillard ab, und dieser trat aus dem Verwaltungsrat aus. An seine Stelle wurde Theophil Roniger selber gewählt und zum Vizepräsidenten ernannt, nachdem ihm zuvor von der Generalversammlung noch die erforderliche Einzelunterschrift zugebilligt worden war. Diese Neuregelung an der Spitze des Unternehmens wurde in der Folge von entscheidender Bedeutung für die kontinuierliche Weiterentwicklung der Firma. Sie garantierte eine harmonische Zusammenarbeit innerhalb des Verwaltungsrates und verschaffte Roniger eine Machtvollkommenheit, die es ihm ermöglichte, seine weitreichenden Pläne zu verwirklichen.

Schon bald nach der Gründung der Aktiengesellschaft begann Roniger mit Neubauten, die er für den weitern geschäftlichen Erfolg der Brauerei als notwendig erachtete. Vordringlich war die Installierung einer Eismaschine zur Kellerkühlung, um vom Natureis unabhängig zu sein. Durch Verlegung der Oekonomiegebäude gewann man Platz für das Maschinenhaus und das neue Sudhaus. Die erste Sulzersche Dampfmaschine von rund 90 Pferdestärken, direkt gekoppelt mit den Kompressoren für die Kühlanlage, sei der Stolz der jungen Aktiengesellschaft gewesen. Bald darauf folgte die Einführung der elektrischen Beleuchtung der Hallen und Keller. Der benötigte Strom wurde durch einen von der Dampfmaschine betriebenen Dynamo erzeugt; dazu kam eine Akkumulatorenanlage, die einsprang, wenn die Dampfmaschine ausser Betrieb war. Selbst nachdem das Rheinfelder Kraftwerk den erforderlichen Strom liefern konnte, sah sich Roniger 1897 genötigt, eine Vergrösserung der Dampfmaschine und der Kühlanlage zu verlangen, da es vorkam, dass der Strom ausfiel und ein ganzer Sud verloren war. Im Sommer 1896 erfolgte der Bau der grossen Kelleranlage, weiträumige Lagerkeller und darüber riesige Gärkeller und nochmals ein Stockwerk höher eine Halle für Fässer und andere Lagergüter. Die bisherige Wichs- oder Fasswascherei, ebenso die Picherei erwiesen sich gleichfalls als zu klein und wurden darum erneuert. Der Erweiterung und Modernisierung des Brauereibetriebes entsprach die rasch steigende Produktion. Der Bierausstoss, der im letzten Jahr der Kollektivgesellschaft Wüthrich und Roniger, 1890, 36 682 Hektoliter betragen hatte, erreichte schon 1895 50 000 und im Geschäftsjahr 1897/98 100 000 Hektoliter. Diese Zahl wurde von keiner andern

schweizerischen Brauerei erreicht und bedingte ein Absatzgebiet, das kontinuierlich erweitert wurde. Die Erstellung einer neuen, der vergrösserten Produktion entsprechenden Sudanlage wurde auf Wunsch des Direktors vorläufig verschoben, obschon der Verwaltungsrat der Ansicht war, die nötigen Mittel könnten beschafft werden und diese Erweiterung für eine möglichst rationelle Organisation des Betriebes nötig wäre. Nun sah sich der stets vorwärtsdrängende Direktor sogar veranlasst, den Verwaltungsrat zu zügeln; gerade diese Tatsache beweist, dass Theophil Roniger auch ein kühl berechnender Kaufmann war, der richtig einzuschätzen vermochte, was im Interesse der Firma vordringlich war. Es ging ihm nämlich um den Ausbau und die Konsolidierung der Aussenposten, die Depots und betriebseigenen Wirtschaften, Unternehmen, die mit grossen Risiken verbunden, aber für die Erweiterung der Kundschaft von grösster Bedeutung waren. Da kleinere, aber auch mittlere Brauereien kaum in der Lage waren, modernste Einrichtungen, vor allem Eismaschinen, anzuschaffen, wurden in den neunziger Jahren dem Feldschlösschen zahlreiche solcher Betriebe angeboten und gekauft. Waren frühere Besitzer als Depothalter geeignet, blieben sie in ihren Anlagen und besorgten den Vertrieb von Feldschlösschen-Bier in ihrer Region. Bedrängten Kunden half man auch durch Gewährung von Darlehen oder durch Übernahme von Bürgschaften. Dass bei solchen Verpflichtungen grösste Vorsicht geboten war, zeigte sich dann zu Beginn des neuen Jahrhunderts, als eine Krise viele Industriezweige, vor allem aber das Baugewerbe erfasste. Um wesentliche Verluste zu vermeiden, erwarb die Brauerei an Konkurssteigerungen zahlreiche Wirtschaften, die dann verpachtet wurden. Es war zweifellos richtig, dass Roniger im Mutterhause eine Baupause einschaltete, denn der Ausbau der Depots und die Renovation von neu erworbenen Liegenschaften war vordringlich, um die weitläufige Kundschaft einwandfrei bedienen zu können; beste Kundenwerbung blieb nach wie vor die Herstellung eines Bieres erster Qualität. Die engen persönlichen Kontakte, die Theophil Roniger mit seiner Kundschaft und seinen Depositären unterhielt, führten nicht nur zu praktisch-fachlicher Beratung aller Art, sondern auch zu menschlicher Teilnahme und Hilfeleistung und schufen eine Vertrauensbasis, deren Bedeutung für die erfolgreiche Entwicklung des Unternehmens nicht zu unterschätzen ist. Die enge persönliche Verbundenheit des Direktors mit den Angestellten und den Arbeitern in

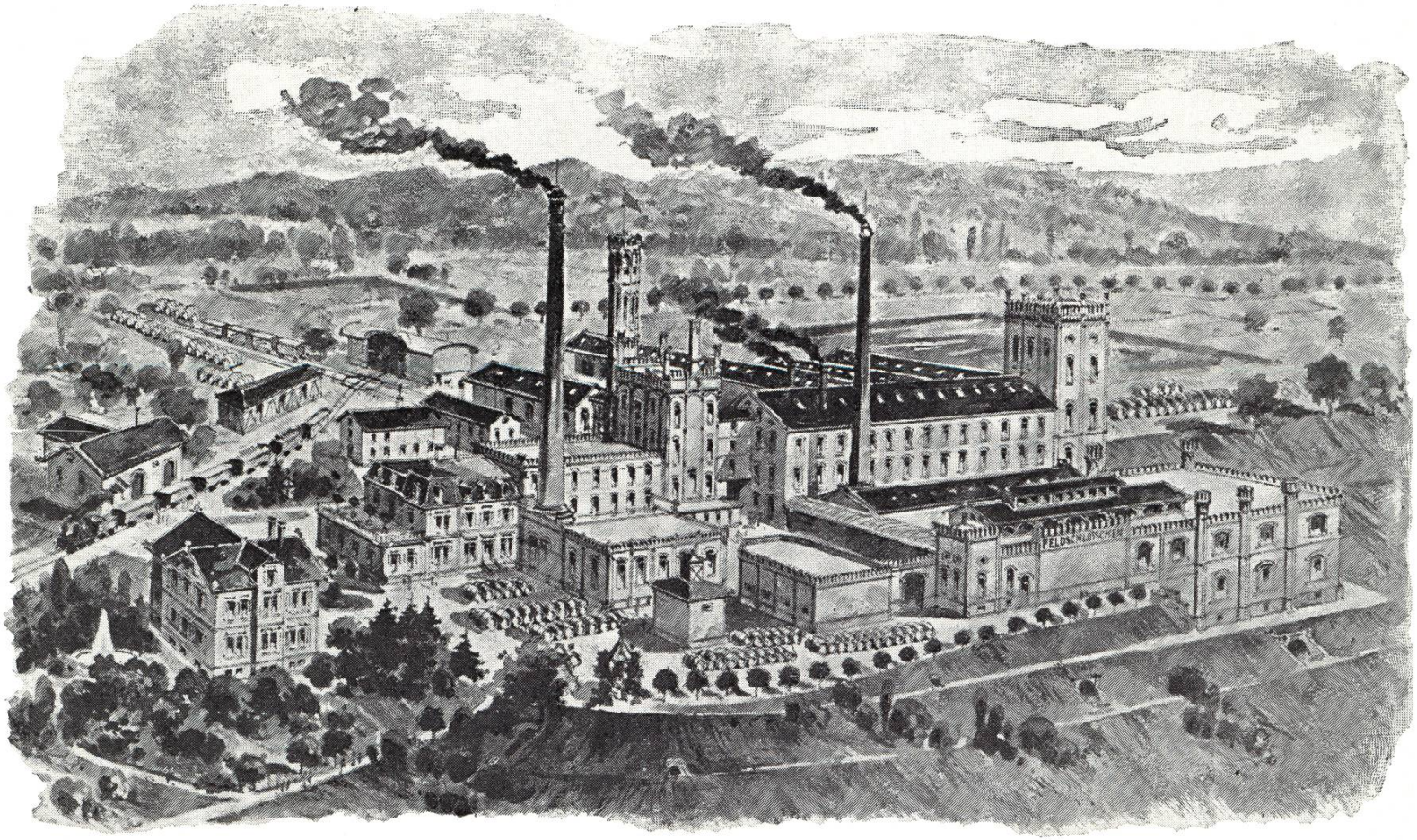

Abb. 5. Aktienbrauerei zum Feldschlösschen 1898

der Brauerei selber war ein weiteres Moment, das eine möglichst reibungslose und vertrauensvolle Zusammenarbeit zu garantieren vermochte. Abgesehen von wenigen Ausnahmen hatte die Firma das Glück, hervorragende Mitarbeiter zu gewinnen, die nicht nur durch fachliche Tüchtigkeit, sondern auch durch ihre Hingabe an alle Belange des Geschäftes wesentlich zu seinem Erfolge beitrugen: Rudolf Gugelmann, der schon 1878 in die Firma eintrat, eine ausserordentlich tüchtige Kraft, starb leider schon 1910 als kaufmännischer Direktor; Nikolaus Bröchin aus Rheinfelden besorgte die Spedition; Carl Stocker von Möhlin und Louis Gugelmann, ein Bruder Rudolfs; Traugott Waldmeier, der über eine ungewöhnliche Intelligenz verfügte, war u. a. der Verfasser der kleinen Jubiläumsschrift 1898, als die Brauerei den Bierausstoss von 100 000 Hektolitern feiern konnte. Eine Anzahl von Lehrlingen traten als Angestellte wiederum ins Geschäft ein; so Otto von Ins als Spediteur. Ein Neffe von Theophil Roniger, Theodor Roniger, erweiterte auswärts seine kaufmännischen Kenntnisse und kehrte später in die Firma zurück. Oskar Bürge von Hornussen, einer der letzten Lehrlinge unter Roniger, war während langen Jahren ein treuer und wertvoller Mitarbeiter. Hervorragende Arbeit leisteten Albert Kölla als Reisevertreter und Ernst Schelling als Bautechniker und Architekt. Mit den Braumeistern, welche für die technische Leitung des Betriebes verantwortlich waren und an die Theophil Roniger höchste Ansprüche sowohl an fachlichem Können als auch an Führungsqualitäten stellte, hatte der Direktor anfänglich weniger Glück; dann aber fand er in Julius Bischof, der als Oberbursche in die Brauerei eingetreten war, hierauf einige Jahre dem Basler Depot vorgestanden hatte, einen Braumeister, der allen Ansprüchen zu genügen vermochte und bis in sein hohes Alter hinein der Firma die Treue hielt und ihr auch nach seiner Pensionierung immer wieder mit seinem fachlichen Können und seiner langjährigen Erfahrung beratend zur Seite stand. Angestellte wie Mälzermeister Hermann Rimele, Maschinenmeister August Schmid, Maurermeister Bolliger und viele andere genossen das volle Vertrauen des Direktors. Es ist bezeichnend für Theophil Roniger, dass er zu einem Manne, der bescheidenste Arbeit verrichtete, Samuel Eich, eine herzliche Zuneigung empfand.

Eine ganz besondere Genugtuung bedeutete es für Roniger, dass er einer grösseren Anzahl von Hilfsarbeitern und Taglöhnern aus seiner Heimatgemeinde Magden Arbeit und Verdienst verschaffen konnte.

Bis in die neunziger Jahre hinein kann das Verhältnis zwischen Direktor Roniger und seinen Angestellten und Arbeitern im besten Sinne des Wortes als patriarchalisch bezeichnet werden; seinen sozialpolitischen Anschauungen gemäss, die sich auf Grund seiner Herkunft, seiner schweren Jugendzeit, zuhause und auf der Wanderschaft, und nicht zuletzt seines Gedankenaustausches mit seinen politischen Gesinnungsgenossen herausgebildet und geformt hatten, versuchte er als fürsorglicher *pater familias* den verdienten Ansprüchen seiner Untergebenen gerecht zu werden. Durch eine fortschrittliche Lohnpolitik und durch menschliche Fürsorge, die auch dem Geringsten seiner Arbeiter galt, schuf er eine Betriebsgemeinschaft, die in ihrer Homogenität für die Bewahrung und gesunde Fortentwicklung seines Werkes, wie es ihm schien, allein Gewähr leisten könnte. Im Zuge der sozialen Machtkämpfe der Zeit, die gebieterisch nach neuen Formen der Zusammenarbeit zwischen Unternehmerschaft und Lohnarbeitern strebte, konnte es nicht ausbleiben, dass auch in seinem Betrieb althergebrachte Zustände, von denen sich Roniger nur schwer trennen konnte, abgebaut werden mussten; den Forderungen der mehr und mehr sich organisierenden Arbeiterschaft konnte sich auch die Brauerei Feldschlösschen nicht verschliessen. Nach altem «Zunftbrauch» wohnten die Brauburschen, meist deutsche Wandergesellen, in der Brauerei selber und wurden auch dort verpflegt. Eines Tages zogen sie aus und suchten Wohnung und Verpflegung im Städtchen, Arbeitszeit und Barlohn mussten neu geregelt werden. Allmählich entstand ein neues Verhältnis zwischen Leitung und Arbeitern, das sich am Ende für beide Teile günstig auswirken sollte. Nun konnten die Brauer, die bisher durch Kost und Logis an die Brauerei gebunden waren, Familien gründen und sich in Rheinfelden niederlassen; so bildete sich in der Folge ein Stock von ansässigen Brauern, der sich mehr und mehr aus Einheimischen zusammensetzte. Die sogenannten Fachvereine, Vorläufer der Gewerkschaften, waren bestrebt, möglichst viele Mitglieder ihres Verbandes auch in den Brauereien unterzubringen, und verlangten bei Entlassungen, dass die Firmen den Ersatz beim Nachweisbüro des Fachvereins zu beziehen hätten. Dass sich die Unternehmer gegen solche Einmischungen wehrten, ist nur allzu begreiflich. Als der Brauereibesitzer Haas in Zürich zwei organisierte Arbeiter entliess, ohne die Nachfolger beim Nachweisbüro des Fachvereins zu beziehen, wurde über seine Brauerei der Boykott verhängt. Der Vorstand des Verbandes

schweizerischer Brauereien verlangte die Aufhebung dieses Beschlusses, und als dem nicht Folge geleistet wurde, antwortete er mit einer Gegenmassregel: die Entlassung von 25 % der organisierten Brauer; so entliess das Feldschlösschen, in welchem zu dieser Zeit elf organisierte Arbeiter eingestellt waren, deren drei, worauf Ende Juni 1896 auch über das Feldschlösschen der Boykott verhängt wurde. In einem ausführlichen Zirkular, das von den fünfundvierzig nicht organisierten Arbeitern, die sich mit der Firma solidarisch erklärten, unterzeichnet war, rechtfertigte die Brauerei ihre getroffene Massnahme. Die Aktienbrauerei Feldschlösschen hatte in dieser harten Auseinandersetzung insofern eine starke Position, als sie darauf hinweisen konnte, dass die Firma die höchsten Lohnansätze hatte und überdies den Arbeitern die Unfallversicherungsbeiträge und auch die Steuern ohne Lohnabzug selber bezahlte. Der Boykott hatte geringen Erfolg; selbst in den Basler Arbeiterwirtschaften ging der Bierabsatz nicht zurück.

Das «Zirkular», mit grösster Wahrscheinlichkeit von Roniger selber verfasst, verdient unsere Aufmerksamkeit, ist es doch ein aufschlussreiches Zeitdokument. Es gibt nicht nur Auskunft über den speziellen Konflikt zwischen dem Feldschlösschen und der Gewerkschaft, sondern es zeigt recht deutlich, worum es in dieser Auseinandersetzung zwischen Unternehmern und Arbeiterschaft grundsätzlich ging. Einerseits wehrten sich die Industriebetriebe mit Recht gegen das Hineinreden von Aussenstehenden in den innern Bereich ihrer Betriebsorganisation, besonders für ihr Recht der Anstellung der Arbeiter nach eigener Wahl, andrerseits kämpften die Gewerkschaften gegen die Diskriminierung der Arbeiter um ihrer politischen Einstellung willen, gegen willkürliche Entlassungen, die mit Arbeitsleistung und fachlichem Können nichts zu tun hatten. Zudem war der Kampf um soziale Besserstellung der Arbeiterschaft nur allzu berechtigt, übrigens eine Forderung, die gerade zum sozialpolitischen Programm von Männern wie Roniger, Brunner und Scherrer gehörte, wobei man allerdings den Radikalismus jener Kreise, die unter dem Einfluss zugezogener deutscher Sozialisten eine gewaltsame Lösung der sozialen Probleme befürworteten, entschieden ablehnte. Im besondern Konflikt zwischen Feldschlösschen und der zunehmend organisierten Arbeiterschaft führten die Verhandlungen schliesslich zu einer Übereinkunft, die für beide Partner nur von Nutzen war. Eine Kürzung der Arbeitszeit und eine weitere Erhöhung der Löhne wirkte sich auch für das Unter-

nehmen positiv aus, weil dadurch allmählich eine treue und beständige Belegschaft heranwuchs, die durch Arbeitsfreudigkeit und Interesse am Geschäft selber zu dessen erfolgreicher Entwicklung einen wesentlichen Beitrag leistete.

Nicht nur zu seinen Angestellten und Kunden hatte Theophil Roniger ein von seiner starken Persönlichkeit geprägtes besonderes Verhältnis, sondern auch zu seinen Lieferanten. Er pflegte in seinem persönlichen und geschäftlichen Verkehr einen Stil, dem die Erkenntnis zugrunde lag, dass nur gegenseitiges Vertrauen und unbedingte Loyalität eine fruchtbare Zusammenarbeit zu garantieren vermöchten; freundschaftliche Beziehungen zu Männern wie dem Hopfenhändler Hermann Neuberger von Mannheim bedeuteten nicht nur menschliche Bereicherung, sondern gereichten auch der Firma zum Vorteil.

Wenn Emil Roniger ausführt, «dem Geschäft galt das Sorgen und Mühen Ronigers und um das Gedeihen des Geschäftes und nicht um sein persönliches Wohlergehen war es ihm zu tun», so liegen für diese Behauptung eindeutige Beweise vor. So verfocht er eisern und mit Erfolg, dass die Dividende 6 % nicht überschreiten dürfe, obwohl er und sein Associé Mathias Wüthrich davon am stärksten betroffen wurden. Auf seinen Antrag wurden die Ansprüche der Verwaltungsräte auf eine angemessene Vergütung für Sitzungen und Reisespesen beschränkt, denn Ausrichtung von Tantiemen an sie bedeute schweres Unrecht gegenüber dem Personal. Angesichts unmittelbar bevorstehender grösserer Baulichkeiten sei es doppelt geboten, das Geschäft finanziell nicht zu stark zu schwächen. Obschon die Firma in der Lage gewesen wäre, Spekulationsgewinne auszuschütten, scheiterten solche Begehren, die sogar an Generalversammlungen in Form von Reimereien halb ernst, halb humoristisch vorgebracht wurden, an der unerbittlichen Entschlossenheit Ronigers, grössere Überschüsse für den weitern Ausbau des Werkes als Reserve anzulegen.

Im Jahre 1908 wurde der alte Schalander abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt, «einem freistehenden hübschen Gebäude, das in seinem Äussern sich würdig an die imposanten übrigen Bauten angliedert und in seinem Innern alle wünschbaren Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter, so Aufenthaltsräume, Bad- und Doucheeinrichtungen, Trockenräume, Krankenzimmer usw. enthält», wie der «Schweizerbote» berichtet. Anlässlich der Einweihung gedachte man der vierzigjährigen Tätigkeit Theophil Ronigers als Brauer; man

erinnerte an seinen bescheidenen Anfang mit der «kleinen Bratpfanne» in Magden 1868 und würdigte das entstandene Werk, das durch Ronigers Tüchtigkeit und eminente Arbeitskraft zu einem führenden und blühenden Unternehmen herangewachsen sei. Nach dem Abbruch des alten Schalanders wurde auch der schon längst geplante

Abb. 6. Theophil Roniger im 60. Lebensjahr

Bau eines neuen und leistungsfähigeren Sudhauses eingeleitet, ein zentrales Gebäude, das Roniger als Krönung seines Lebenswerkes betrachtete. Den ersten Sud im grossen Werk verlegte man auf den 8. Februar 1909 in Erinnerung an den ersten Brautag am 8. Februar 1868 in Magden. An der Einweihungsfeier würdigte T. P. Eha, früher Brauereibesitzer in Basel, später Vertreter von Brauerei-Artikeln, die Verdienste und die Persönlichkeit des Direktors; den Neubau könne

man getrost dem besonderen Schutze zweier Männer anvertrauen, nämlich Theophil Roniger und seinem Braumeister Julius Bischof. Adolf Roniger werde in die Fussstapfen seines Vaters treten und dessen Lebenswerk, das er mit Hilfe von Vater und Sohn Wüthrich gegründet und schliesslich zur grössten schweizerischen Brauerei ausgebaut habe, getreu weiterführen, wofür sowohl seine Persönlichkeit als auch sein umfassendes Können Gewähr leisteten.
Am 8. November 1912 jährte sich zum fünfzigsten Male der Tag, an dem Theophil Roniger mit seinem Vater nach Säckingen gewandert war, um dort bei Bierbrauer Brogli seine Lehre anzutreten. Im Schosse des Verwaltungsrates gedachte Dr. Paul Scherrer des Werdeganges und der ausserordentlichen Leistungen des Jubilars. Als Theophil Roniger am 13. Mai 1913 starb, hinterliess er in der Aktienbrauerei zum Feldschlösschen ein solid fundiertes Unternehmen, das auch die Schwierigkeiten, die während des Ersten Weltkrieges eintraten, erfolgreich meistern konnte. In seinem Sohn Adolf Roniger hatte er einen fähigen Nachfolger und Leiter herangebildet, aber auch einen Stab hochqualifizierter Mitarbeiter: Sebastian Schaffner, der Schwiegersohn von Mathias Wüthrich für den kaufmännischen Bereich, Julius Bischof, unterstützt von Hans Wüthrich, dem zweiten Sohne von Mathias, als technische Leiter des Braubetriebes; neben diesen Spitzenleuten eine hervorragend ausgebildete und langjährig erprobte Belegschaft.
Von der Leistungsfähigkeit und der Bedeutung der Aktienbrauerei zum Feldschlösschen innerhalb des schweizerischen Braugewerbes zeugt die gewaltig gestiegene Produktion, die im Todesjahr von Theophil Roniger 240 000 Hektoliter betrug.

Der Politiker

Emil Roniger hat die politischen Bemühungen seines Vaters, denen ein «feuriges politisches Temperament» zugrunde gelegen habe, eingehend gewürdigt; er trug sich sogar mit dem Gedanken, darüber eine besondere Abhandlung zu schreiben, da er glaube, eine ausführliche Untersuchung und Schilderung dieser politischen Tätigkeit erscheine ihm nicht nur für den Gewürdigten, sondern auch für Rheinfelden und den Kanton Aargau als geschichtlich wertvoll. Zugleich gesteht er, dass ihm diese leidenschaftliche politische Aktivität Theophil Ronigers

als ein biographischer Fremdkörper erscheine, den er mit dem eigentlichen Wesen dieses Mannes nicht vereinbaren könne; es bleibe ihm unverständlich, wie sein Vater, dieser zutiefst freundschaftshungrige, humane und hilfsbereite Mensch, sich durch seine Einmischung in die Lokal- und Kantonspolitik habe Feindschaften zuziehen können, die ihn so sehr belastet hätten, namentlich zu einer Zeit in der seine ganze Kraft für den Auf- und Ausbau des Unternehmens erforderlich gewesen sei. Noch weniger begreife er, wie Theophil Roniger dem politischen Standpunkt anderer sich so intolerant habe verschliessen können; auch dem Badener Gesinnungsfreund Josef Jäger sei es in seinem Nekrolog schwergefallen, das heftige politische Temperament Ronigers mit dem geschäftlich so bedächtigen und gemessenen Wesen dieses Mannes in Übereinstimmung zu bringen.

Wir glauben nicht, dass diese kämpferische Anteilnahme Theophil Ronigers an den politischen Auseinandersetzungen im letzten Drittel des Jahrhunderts als unverständlich und darum als ihm wesensfremd bezeichnet werden darf. Was der feinfühlige Biograph Emil Roniger mit dem Charakter seines Vaters nicht in Einklang bringen konnte, waren vor allem die rüden Formen, in denen die heftigen lokalpolitischen Kämpfe besonders in der Presse ausgetragen wurden; seit den Zeiten des Kulturkampfes hatte sich auch im Fricktal ein politischer Kampfstil herausgebildet, der den Gegner nicht nur mit sachlichen Argumenten, sondern nur allzuoft mit ehrverletzenden Anschuldigungen und bösartigen Schmähungen bekämpfte, besonders dann, wenn private wirtschaftliche Interessen und gegenseitige persönliche Abneigung mit im Spiele standen. Aber gerade die Tatsache, dass Theophil Roniger zu einer Zeit, in der das junge Unternehmen der schwersten Belastung ausgesetzt war, sich so heftig politisch engagierte, ist ein Beweis dafür, dass er nicht anders konnte, das heisst, dass sein leidenschaftliches politisches Bemühen seiner innersten Natur entstammte und durch seine Lebenserfahrungen allmählich geformt, gebieterisch nach praktischer Verwirklichung seiner politischen Vorstellungen und Postulate drängte. Der angebliche Widerspruch zwischen der Sorge um das im Aufbau befindliche industrielle Unternehmen und der politischen Tätigkeit Ronigers erweist sich zudem, wie wir noch sehen werden, als illusorisch, da beide Bereiche in den sozial- und wirtschaftspolitischen Vorstellungen Ronigers und seiner Gesinnungsfreunde in einer engen Wechselwirkung zueinander standen.

Die politische Formung Theophil Ronigers lässt sich in ihren geistigen Voraussetzungen und in ihrer allmählichen Entwicklung mühelos biographisch erfassen; das gilt auch für die praktischen Folgerungen, die sich für ihn auf Grund seines politischen Gedankengutes daraus ergaben. Verankert ist sein Denken und Handeln in der christlich-ethischen Grundanschauung von der Verantwortlichkeit gegenüber dem Mitmenschen. Unauslöschlich waren die Eindrücke, die er von der sozialen und wirtschaftlichen Not des Bauernstandes schon in früher Jugendzeit empfangen hatte; hinzu kamen die Erfahrungen während seiner Lehr- und Wanderzeit; da lernte er Betriebe kennen, in denen die Arbeits- und Lebensbedingungen so unmenschlich waren, dass schwerste gesundheitliche und sittliche Schäden nicht ausbleiben konnten, freilich auch solche, in denen Lehrlinge und Gesellen als wertvolle Mitarbeiter geschätzt, menschlich behandelt und geachtet wurden; letztere mögen ihm später im eigenen Unternehmen als Leitbild gedient haben.

Theophil Roniger war nicht nur ein scharfer Beobachter wirtschaftlicher und sozialer Zustände, sondern er hat sein Anschauungsmaterial auch geistig verarbeitet und daraus die entsprechenden Schlüsse für sein Handeln gezogen; das beweisen nebst anderm seine Briefe und Berichte aus Deutschland und seine Auseinandersetzungen mit seinem Vater. Schon früh war er davon überzeugt, dass Familienzerrüttung, Alkoholismus, materielle und sittliche Verelendung nicht die Ursache, sondern die Folge wirtschaftlicher Not seien, und dass eine Beseitigung dieser Missstände nur durch gründliche Reformen im Bildungswesen, in den Arbeits- und Lohnverhältnissen im Sinne sozialer Gerechtigkeit, aber auch durch gesetzgeberische Massnahmen zugunsten der schwer verschuldeten kleinbäuerlichen Landwirtschaft möglich sei. Es ist bezeichnend für den damals achtundzwanzigjährigen Roniger, dass er sich 1872 mit einem Aufruf in der «Volksstimme» für die Annahme der revidierten Bundesverfassung einsetzte, die wesentliche Forderungen der fortschrittlich gesinnten demokratischen Kreise des Freisinns wenigstens teilweise erfüllte. Auf volkswirtschaftlich-sozialem Gebiet wird die Gesetzgebung über Bau und Betrieb der Eisenbahnen zur Bundessache; der Bund erhält die Kompetenz zur Arbeiterschutzgebung; im Unterrichtswesen müssen die Kantone für genügenden Primarunterricht sorgen; dieser soll unter staatlicher Leitung stehen, obligatorisch und unentgeltlich sein und von Angehörigen aller Kon-

fessionen ohne Beeinträchtigung der Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können. Es ist anzunehmen, dass Roniger nach der knappen Verwerfung dieser ersten Vorlage sich ebenso leidenschaftlich eingesetzt hat für die zweite, die dann 1874 auch im Bezirk Rheinfelden mit grosser Mehrheit angenommen wurde, und deren Annahme überall Jubel auslöste und besonders auch in Magden gefeiert wurde.
Nach seiner Niederlassung in Rheinfelden kam Theophil Roniger mit Männern in Berührung, die politisch ähnlich dachten wie er, besonders mit Fritz Brunner, der 1874 zum Gerichtsschreiber gewählt worden war. Ihr sozialpolitisches Gedankengut deckte sich weitgehend mit den gesellschaftspolitischen Vorstellungen und Bestrebungen der Grütlianer, die schon 1864 in Rheinfelden eine Ortssektion gegründet hatten, und die mit den Arbeiter-Fachvereinen, Vorläufern der Gewerkschaften, zusammenarbeiteten. Der «Schweizerische Grütliverein» versuchte unter der Losung «Durch Bildung zur Freiheit» die menschliche Entwicklung des Bürgers zu fördern. Aus vaterländischer Gesinnung heraus, wie bereits der Name sagt, 1838 in Genf gegründet, diente er anfänglich vor allem geselligen Zwecken. Bald bekundete er jedoch den politischen Willen, seine Mitglieder zu tüchtigen Bürgern heranzubilden, und fing an, sich nach Kräften für die Verwirklichung demokratischer Gerechtigkeit und für einen gesunden wirtschaftlichen Fortschritt einzusetzen. Wie überall in der Schweiz entstanden auch in unserem Bezirk Ortsgruppen, so neben Rheinfelden in Magden und 1880 in Möhlin. In einem Aufruf an die Bevölkerung von Möhlin heisst es, es sei bekannt, dass in diesem Dorfe das gesellschaftliche Leben auf einer niedrigen Stufe stehe. Darum wolle man neben der Gründung einer Kranken- und Sterbekasse durch Anschaffung von gutem Lesestoff zur Unterhaltung und Belehrung, freie Besprechung über Gemeinde- und Staatsangelegenheiten, durch Vorträge kundiger Männer dazu beitragen, dass die Mitglieder zu tüchtigen republikanischen Staatsbürgern herangebildet würden: «Der Grütliverein ist eine Volksbildungsanstalt, eine freie Männerschule, getreu seiner Devise „Volksbildung ist Volksfreiheit". Der Verfasser des Aufrufes war Fritz Brunner, der dem Grütliverein Rheinfelden angehörte und dort eine ausserordentliche Aktivität entfaltete. Auch in Magden gab es schon in den fünfziger Jahren eine Gruppe von Männern, die den Bestrebungen der Grütlianer nahestanden; deren Wortführer war Pfarrer Anton Fröwis, der im Sinne der erzieherischen Ziele dieser Bewegung

eine reichhaltige Schul- und Volksbibliothek gegründet hatte. Es ist anzunehmen, dass auch Vater Josef Roniger, der als Gemeindeammann mit der sozialen und wirtschaftlichen Notlage des Kleinbauernstandes wohl vertraut war und dessen besondere Verdienste um die Jugenderziehung und die Armenfürsorge lobend erwähnt werden, diesem fortschrittlich gesinnten Kreise angehörte; so ist es auch wahrscheinlich, dass der aufgeweckte Jüngling Theophil Roniger schon damals bleibende Eindrücke vom Denken und den Bestrebungen dieser Männer empfangen hat.

Seit den siebziger Jahren haben sich dann führende Männer der Grütlianerbewegung und der demokratischen Richtung des Freisinns, deren sozial- und wirtschaftspolitisches Gedankengut weitgehend übereinstimmte, auch mit grundsätzlichen Überlegungen, auf denen ihre praktischen Bestrebungen beruhten, auseinandergesetzt. Der Grütlianer Fritz Brunner, der über reiche volkswirtschaftliche Kenntnisse verfügte, versuchte in Vorträgen und in Zeitungsartikeln auch breitere Volkskreise mit diesen Problemen vertraut zu machen und sie politisch zu aktivieren. Auf Grund der engen politischen Zusammenarbeit und den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Roniger und Brunner kann kein Zweifel bestehen, dass die beiden auch in diesen grundsätzlichen Fragen übereinstimmten, was übrigens die spätere politische Tätigkeit Ronigers im Grossen Rat und im aargauischen Verfassungsrat und nicht zuletzt seine Geschäftsprinzipien zur Genüge beweisen. Man ging bei diesen Überlegungen von der Tatsache aus, dass zwar im Gefolge der Gewerbefreiheit zu Anfang des Jahrhunderts eine erste Welle der Industrialisierung eingesetzt habe, die Arbeitsplätze für die wachsende Zahl der Unbeschäftigten, die namentlich vom Lande her in die Städte ströme, geschaffen habe. Da aber industrielle Unternehmen nur gedeihen könnten, wenn genügender Absatz für deren Erzeugnisse gesichert sei, gelte es, Mittel und Wege zu suchen, die Zahl der Konsumenten und deren Kaufkraft zu mehren, was bis dahin nicht möglich gewesen sei, weil das Einkommen der bäuerlichen Bevölkerung, die dominierend sei, kaum ausreiche, um ihre notwendigsten Bedürfnisse zu decken. Viele Unternehmen, die zudem infolge der ungünstigen Handelsverträge unter schwerer deutscher Konkurrenz litten, könnten sich nur bei niedrigsten Löhnen über Wasser halten, was krasse soziale Missstände zur Folge habe und auch bescheidenste soziale Fürsorge verunmögliche. Dem Schlagwort von der «Ver-

elendung der Massen», die am Rande des Existenzminimums «vegetiere», so folgerte man weiter, lägen zweifellos bedenkliche Tatbestände zugrunde, die wiederum zur Folge hätten, dass viele Arbeiter sich dem «marxistisch-kommunistischen Radikalismus» verschrieben, der den bürgerlichen Staat für die bestehenden Zustände verantwortlich mache, der nicht imstande sei, die «Lösung der sozialen Frage» in Angriff zu nehmen. Entscheidend war es, dass die radikal-demokratischen Gruppen des Freisinns, deren hervorragende fricktalische Vertreter Roniger und Brunner waren, diese wirtschaftliche, soziale und zugleich politische Krise in ihrem innern Zusammenhang erkannten und gewillt waren, im Schosse der Rheinkreispartei einen Beitrag zu deren Lösung zu leisten. Man kam zur Erkenntnis, dass ohne umwälzende Veränderungen in der Landwirtschaft und die daraus resultierende Steigerung der agrarischen Pro-Kopf-Erzeugung der Prozess einer gesunden Industrialisierung nicht stattfinden könne. Das weitgespannte Reformprogramm der Demokraten zur Förderung der landwirtschaftlichen Produktion und damit des bäuerlichen Einkommens sollte somit auch den industriellen Unternehmen zugute kommen, indem es die Kaufkraft der Landbevölkerung steigere und damit zur Gesundung der sozialen Zustände in Stadt und Land beitrage. Von der Steigerung des Realeinkommens der bäuerlichen Betriebe erwartete man zudem eine Sanierung des Kleingewerbes, das sich seit der Aufhebung der alten Zunftordnung auch auf dem Lande niedergelassen hatte. Diese Reformen, sozusagen eine zweite «agrarische Revolution» – die erste begann im 18. Jahrhundert – wurde nicht nur von der radikal-demokratischen Partei kämpferisch gefordert, sondern auch von den militanten Gruppen der Grütlianer, die dann 1888 an der Neugründung der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz massgeblich beteiligt waren, unterstützt; in der Presse, in Flugblättern und Broschüren, vor allem aber in den kantonalen Parlamenten und im Nationalrat verlangte man radikale staatliche Massnahmen zur Behebung der bäuerlichen Verschuldung durch Senkung der Hypothekarzinsen, Erleichterung der Geldbeschaffung zur Erneuerung der Betriebseinrichtungen, Förderung des landwirtschaftlichen Bildungs- und Genossenschaftswesens, vermehrte Zuschüsse der Kantone an das Schulwesen, forstwirtschaftliche Massnahmen zur Steigerung der Erträge aus der Waldwirtschaft, Übergang der Jagderträgnisse an die Gemeinden durch Schaffung eines neuen Jagdgesetzes, Revision des

kantonalen Steuergesetzes, die eine massive Entlastung der sozial benachteiligten Bevölkerungsschichten anstrebte; dazu kamen einschneidende Forderungen, die eine Beseitigung sozialer Missstände zugunsten der Industriearbeiter und ihrer Familien verlangten: Schaffung eines eidgenössischen Fabrikgesetzes, in welchem Arbeiterschutz in den Fabriken, Kranken- und Unfallversicherung, Festlegung der Arbeitszeit, Regelung der Arbeitslöhne usw. verankert würden.
Intensive und gezielte Beratung der Landwirte durch Fachleute in Vorträgen und in der Presse sollte dazu beitragen, die Bauern auch zu Selbsthilfe anzuregen. Gerade der von Roniger und seinen politischen Freunden gegründete «Schweizerbote» mit seinen hervorragenden landwirtschaftlichen Beilagen wurde seit 1890 ein wertvoller bäuerlicher Berater, der reiche Anregungen bot und sich einsetzte für rationellere Betriebsweisen, Einführung von Maschinen und bessern Geräten, welche die Industrie bereits auf den Markt brachte, neuen Methoden der Düngung, Bodenverbesserung durch Entwässerungen, genügende und bessere Weganlagen, Einführung von ertragreicheren Getreidesorten, Sanierung der Ställe im Kampf gegen Viehseuchen usw.
Wie sehr sich Theophil Roniger mit den landwirtschaftlichen Reformbestrebungen beschäftigte, zeigt u. a. auch sein Gedankenaustausch mit dem Baselbieter Politiker Stefan Gschwind, der geleitet war vom Gedanken, dass der Staat sich der Wohlfahrt seiner Glieder zu widmen habe und zu diesem Zwecke seine Politik in vermehrtem Masse nach der wirtschaftlichen Seite orientieren müsse; er forderte neben der politischen auch die wirtschaftliche und soziale Demokratie. Ein erster Schritt sei die Bekämpfung der Bodenverschuldung durch eine gesetzlich verankerte Boden- und Kreditreform; dazu kämen staatliche Massnahmen zur Behebung der sozialen Ungerechtigkeiten und eine gezielte Förderung der Industrie und des Gewerbes; die deutsch-schweizerischen Zollverträge, die unser Nachbarland begünstigten, hätten zur Folge, dass namentlich die Region Basel mit landwirtschaftlichen und industriellen deutschen Produkten überschwemmt werde und bedürften dringend einer Revision zugunsten der schweizerischen Wirtschaft.
Aufschlussreich für die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Vorstellungen der Männer um Roniger und Brunner ist sodann die Wahlpropaganda, welche die demokratisch-freisinnige Partei von Rheinfelden für den Badener Demokraten Josef Jäger 1892 veranstaltete,

der den Rheinkreis im Nationalrat vertreten sollte. Der «Schweizerbote» schrieb u. a., im aargauischen Grossen Rat würden alle Vorschläge von Jäger abgelehnt, er werde nicht in Kommissionen gewählt, er sei der bestgehasste Demokrat, man wolle den Mann nicht, der eine eigene Meinung habe, denn er passe nicht in das reaktionäre System. «Das warme Mitgefühl, das unser Kandidat in Wort und Tat für alle Bedrückten, Armen und Verlassenen beweist, ist nichts»; sein Verständnis für die Notlage des Arbeiters und sein fester Wille das Mögliche zu tun, dieselben zu verbessern, fänden nicht die geringste Würdigung. Jäger wolle die soziale Frage lösen helfen, und zwar nicht mit Verkleisterung der Schäden, sondern mit gründlichen Reformen, die dem Arbeiter, dem gedrückten Bauernstande Hilfe bringen sollen. Auch seine Vorschläge zu einer gesunden und wirksamen Förderung der Wirtschaft, ohne welche diese brennenden Fragen nicht gelöst werden könnten, blieben ungehört. An einer von der demokratischen Partei veranstalteten Bauernversammlung in Möhlin im Oktober 1892, an der auch Grütlianer, Gewerbetreibende und Arbeiter teilnahmen – auch Roniger und Brunner waren anwesend –, hielt Josef Jäger ein Referat über die bedenklichen bäuerlichen Verhältnisse; mit grosser Sachkenntnis verstand er es, auch einfachen Leuten die Beziehungen zwischen Landwirtschaft, Industrie und sozialer Frage klarzumachen. Der Höhepunkt seiner Ausführungen gipfelte in der Forderung, dass der Bauernstand denjenigen Einfluss auf die Staatsgeschäfte beanspruchen dürfe, der ihm vermöge der Zahl seiner Angehörigen und der grundlegenden Bedeutung seines Standes für das Staatswesen des Kantons von Rechts wegen zukomme.

Die Herausgabe einer eigenen Zeitung, in welcher nicht nur die politischen Tagesfragen kritisch beleuchtet wurden, sondern auch die grundsätzlichen politischen Anschauungen der Demokratisch-freisinnigen Partei eine ausführliche Darstellung erfuhren, entsprach einem dringenden Bedürfnis, da die bestehenden fricktalischen Blätter den Demokraten weitgehend verschlossen blieben. Der «Schweizerbote aus dem Fricktal», der 1890 von Roniger und seinen Gesinnungsgenossen gegründet wurde, verfügte über einen Stab von Mitarbeitern, die befähigt waren, auch dem einfachen Manne wirtschafts- und sozialpolitische Zusammenhänge verständlich zu machen; das Blatt hat während dieser demokratischen Kampfzeit eine Aufgabe erfüllt, die nicht unterschätzt werden darf. Dass Theophil Roniger bereit war, dafür be-

trächtliche finanzielle Opfer aufzubringen, beweist einmal mehr, dass die politische Aktivität dieses Mannes nicht simple «Rechthaberei und Eigennutz» bedeutete, wie ihm seine Gegner vorwarfen, sondern eine Verpflichtung, die in seiner politischen Überzeugung begründet war.
Gestützt auf diese grundsätzlichen Anschauungen der demokratischen Reformpartei, welche die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Probleme der Zeit in ihrer gegenseitigen Bedingtheit klar erkannte, fällt es dem Biographen nicht schwer, die praktische politische Tätigkeit Theophil Ronigers zu verstehen und sie in sein Lebensbild einzuordnen. Schon bald nach seiner endgültigen Niederlassung in Rheinfelden begannen Roniger und seine politischen Gesinnungsfreunde, vor allem Fritz Brunner, den Kampf um die Gleichberechtigung der Einwohner mit den Ortsbürgern. Die Zeiten, in denen die zugewanderten Einwohner von Gesetzes wegen in Gemeindeangelegenheiten kein Mitspracherecht besassen, waren endgültig vorbei; nachdem auf kantonaler Ebene bereits 1866 die Einwohnergemeinde ebenbürtig neben die Ortsbürgergemeinde gestellt worden war, gewährte die Bundesverfassung von 1874 jedem niedergelassenen Schweizer das Stimmrecht in Gemeindeangelegenheiten. Obschon in den siebziger Jahren gerade in Rheinfelden die Einwohner stetig zunahmen und schliesslich die Zahl der Ortsbürger übertrafen, gelang es diesen, noch jahrelang die Mehrheit im Gemeinderat zu behaupten. Der Kampf der fortschrittlich gesinnten Einwohner um entscheidendes Mitspracherecht verfolgte das Ziel, eine zeitgemässe, den Vorstellungen der vorwärtsdrängenden demokratischen Kräfte entsprechende Erneuerung im ganzen Bereich der Gemeindeangelegenheiten durchzusetzen; es ging somit um die Verwirklichung eines Teilaspekts ihres politischen Programms, von der man nicht nur eine bauliche Sanierung der «arg verlotterten Stadt», wie ein anonymer Kritiker schrieb, sondern auch die Beseitigung ärgster sozialer Missstände und nicht zuletzt eine Belebung der Wirtschaft im kommunalen und auch im regionalen Bereich erhoffte. Diese Auseinandersetzung mit den Ortsbürgern war auch keineswegs eine nur lokalbedingte Rheinfelder Erscheinung, sondern ein Vorgang, der sich in zahlreichen, namentlich städtischen Gemeinden überall in der Schweiz abspielte. Dass er in unserer Stadt so leidenschaftliche Formen annahm, ist in erster Linie darauf zurückzuführen, dass die führenden Vertreter der beiden Lager, stark profilierte Persönlichkeiten, ihrer Veranlagung und Herkunft

nach grundverschieden waren; dazu kam, dass der geschichtlich bedingte Gegensatz zwischen der Stadt, seit Jahrhunderten Verwaltungszentrum, und dem Land, woher die Zugewanderten stammten, noch recht lebendig war. Der tonangebende Vertreter der Ortsbürgerschaft, Emil Baumer, ein vielseitig begabter, in der städtischen Tradition tief verwurzelter Mann, konnte sich nur schwer damit abfinden, dass «Aussenstehende» den Anspruch erhoben, in städtischen Angelegenheiten mitzureden. Die scharfe Kritik, welche namentlich Theophil Roniger an der bisherigen städtischen Verwaltung anbrachte, wurde von den Ortsbürgern dahin ausgelegt, dass es «diesen Leuten» einzig und allein darum gehe, das beträchtliche Ortsbürgergut anzutasten, auf dessen Erträgnissen der Stadthaushalt vorwiegend beruhte, die aber bei niedrig gehaltenem Steuerbezug kaum ausreichten, um auch nur die dringendsten Aufgaben des aufstrebenden Kurorts in fortschrittlichem Sinne an die Hand zu nehmen. Nach den Gemeinderatswahlen vom Herbst 1880 geisselte der Parteifreund Ronigers, der Arzt Dr. Emil Wieland, der gleichfalls den sozialpolitischen Bestrebungen der Grütlianer nahestand, in der «Volksstimme» die «beschämenden Vorkommnisse», die sich während des Wahlkampfes zugetragen hatten. Er führte u. a. aus, dass der bessere Teil der Einwohnerschaft derlei leidenschaftliche Ausbrüche unterlassen und sich nicht «durch etliche Schreier, Zwischenträger oder vorgeschobene Strohmänner» aufreizen lassen sollte; er schlug vor, einen «Einwohnerverein» zu gründen, in welchem vor den Wahlen und Abstimmungen ruhige und sachliche Besprechungen stattfinden könnten. Schon im Jahre darauf kam der Verein zustande; Theophil Roniger war neben Fritz Brunner, Mathias Wüthrich, Dr. Emil Wieland und Metzger Adolf Bauer an dieser Gründung massgeblich beteiligt. Soziologisch gesehen, rekrutierten sich die Mitgliederbestände dieses Vereins zum Teil aus jenen Kreisen sozial benachteiligter Schichten, wie wir sie bei den Grütlianern und Arbeiter-Fachvereinen finden, die geschlossen beitraten. Der Einwohnerverein bildete den Grundstock der spätern demokratisch-freisinnigen Stadtpartei, einer Ortssektion der demokratischen Rheinkreispartei, in welcher der aus Herznach stammende Josef Jäger, mit dem Theophil Roniger befreundet war, eine führende Rolle spielte.

Im städtischen Bereich gelang es den Einwohnern nach und nach in den Kommissionen und schliesslich auch im Gemeinderat die Mehrheit

zu gewinnen. Theophil Roniger wurde 1881 Mitglied der Budget- und Rechnungskommission; mit schonungsloser Kritik kämpfte er für eine zeitgemässe, den Fortschritt fördernde Finanz- und Steuerpolitik und für eine durchgreifende Reorganisation der städtischen Verwaltung. Dass er weite Kreise, auch Ortsbürger hinter sich hatte, zeigte seine glänzende Wahl zum Gemeinderat und Vizeammann 1884. Als Leiter des städtischen Bauwesens konnte er seine reichen Erfahrungen nutzbringend verwenden. Allein schon nach einem Jahr, als auf Grund der aargauischen Verfassungsreform die Gemeindebehörden neu gewählt werden mussten, nahm er seinen Rücktritt, weil er seine gemeinderätliche Aufgabe mit seiner Eigenschaft als Unternehmer als unvereinbar erkannte. Er leistete aber als Mitglied der Schulpflege und vor allem der Bezirksspitalkommission reiche Arbeit, auf einem Gebiete also, in welchem er sich wiederum für seine grundsätzlichen sozialpolitischen Vorstellungen einsetzen konnte.

Nach wechselvollen und schweren Kämpfen gelang den Einwohnern schliesslich der politische Durchbruch, als Fritz Brunner 1897 zum Gemeindeammann und sein Parteifreund Arnold Doser zum Vizeammann gewählt wurden.

Nachdem Franz Joseph Dietschy 1799 durch die Gründung der Brauerei Salmen die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt eingeleitet hatte, blieb sein Geschäft neben der Zigarrenmanufaktur, die um die Jahrhundertmitte in unserer Gemeinde Einzug hielt, für lange das einzige grössere Unternehmen, das – infolge des beruflichen Könnens und kaufmännischen Geschicks seines Gründers – rasch emporblühte. Auch er war ein Unternehmer, der neben seinem Brauerberufe durch seine politische Tätigkeit und seine soziale Aufgeschlossenheit sich für den kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritt in Stadt und Land einsetzte. Seine Bestrebungen zur Förderung des städtischen Schulwesens und sein Einsatz im aargauischen Grossen Rat zugunsten des vernachlässigten kleinbäuerlichen Fricktals erinnern in mancher Hinsicht an das Denken und Handeln Ronigers. Zu Dietschys Zeiten dominierte allerdings noch die Welt des Handwerks und Kleingewerbes. Stadtammann Fritz Brunner (1850–1928) führte die Stadtgemeinde hinüber in das Zeitalter der Industrie. Dass Theophil Roniger die Bestrebungen seines Freundes, der als Präsident des Verwaltungsrates der Brauerei Feldschlösschen mit ihm auch geschäftlich aufs engste verbunden war, massgeblich unterstützte, ergab sich aus ihren gemeinsamen wirt-

schafts- und sozialpolitischen Vorstellungen. Das gilt vor allem in bezug auf die grossen städtischen Gemeinschaftswerke; wir erwähnen nur den Umbau des Rathauses (1908–11), den Neubau der 1897 durch Feuer zerstörten Rheinbrücke (1909–11) und die Errichtung des Bezirksspitals (1910–11).

Schon bevor Theophil Roniger seine Tätigkeit in städtischen Kommissionen und im Gemeinderat aufgenommen hatte, war er 1880 in den Grossen Rat gewählt worden. Seine Kandidatur wurde sogar von Emil Baumer in der «Volksstimme» unterstützt. Es ist pikant, wie sein späterer politischer Widersacher schreibt, der Vorgeschlagene sei eine junge tüchtige Kraft und Magden hätte wieder einmal eine Vertretung, obschon Roniger seit 1876 in Rheinfelden wohnte; es sieht so aus, als wollte Baumer den gebürtigen Magdener politisch aus Rheinfelden hinausmanövrieren und ihn auf seinen ihm «gebührenden» Platz verweisen.

Am 5. Juni 1880 erschien in der «Volksstimme» ein Artikel von Theophil Roniger, in welchem er die Tätigkeit des neugewählten Grossen Rates, dem er nun angehörte, einer scharfsinnigen Analyse unterzog und heftig kritisierte. Sowohl seine grundsätzlichen Ausführungen als auch seine konkreten Forderungen, die er an die aargauischen Behörden stellt, legen erneut davon Zeugnis ab, welchen politischen Grundanschauungen er verpflichtet war. Die Neuwahl habe zwar eine erhebliche Verstärkung der fortschrittlich gesinnten demokratischen Kräfte gebracht, die aber nicht ausreiche, die legitimen Begehren weiter Volkskreise durchzusetzen und die unhaltbaren Zustände im Kanton zu ändern. «Getäuscht sehen sich diejenigen, welche glaubten, der Grosse Rat werde die wichtigste der schwebenden Fragen, nämlich die Verbesserung des bestehenden Verhältnisses zwischen dem grössten Teil des aargauischen Volkes und seinen Behörden als erstes Traktandum zu lösen versuchen.» Diese Vertrauenskrise sei der wahre Grund, warum die meisten Gesetzesvorlagen durch das Volk verworfen würden; nur eine fundamentale Änderung des «herrschenden Systems», das die sogenannten liberalen Führer seit Jahren praktizierten, könne diese Krise beheben. Die Bevorzugung gewisser Landesteile bei der Verwendung der öffentlichen Gelder, so etwa der Stadt Aarau, die mit einer bedeutenden Summe bedacht worden sei, verhindere den so notwendigen Aufschwung jener Gebiete – er denkt an das Fricktal –, wo die Verhältnisse am schlimmsten seien. Die schwierige Finanzlage des

Kantons suche man zu beheben durch fragwürdige Sparmassnahmen, so etwa durch Abstriche an Subventionen für das Schulwesen, also hauptsächlich an denjenigen Einrichtungen, welche einerseits für das Volk am unentbehrlichsten seien, anderseits wenig dazu beitrügen, die Ausgaben zu vermindern. Das Vertrauen des Volkes zu seinen Behörden könne auch nicht wiedergewonnen werden durch langatmige Reden der Advokaten, die im Parlament nur Verwirrung stifteten, und denen die wahren Bedürfnisse des Volkes am wenigsten bekannt seien. Ronigers Ausführungen gipfeln im Satze: «Wenn unser Kanton sich einer Genesung erfreuen soll, dann muss dem Volke mit offenem Vertrauen, statt mit Hohn entgegengekommen werden, dann müssen die jetzigen Führer mit ihrem lange und hartnäckig behaupteten System wechseln oder aber die Führung preisgeben.» Mit der deutlichen Warnung an die Adresse der Liberalen, es sei nötig, dass sich die fortschrittlichen Männer der Partei vereinigten, erwägt Roniger als einer der ersten eine Abspaltung der demokratischen Kräfte vom «System-Freisinn» und die Bildung einer besondern demokratischen Partei, die dann in der Mitte der achtziger Jahre auch gegründet wurde und im Volke einen starken Rückhalt fand.
Dass Theophil Roniger nicht nur ein unbequemer Kritiker staatlicher Missstände war, bezeugt seine aufbauende Arbeit im Grossen Rat, dem er 1880–84, dann 1893–97 angehörte, und im aargauischen Verfassungsrat 1884. Seiner gesamten Tätigkeit in den beiden Gremien lag wiederum die Anschauung zugrunde, «es sei absolut notwendig und durch die Verhältnisse bestimmt, dass unser Mittelstand aufrecht erhalten werde; man vergesse nie, dass dieser Stand das Fundament des Staates bildet und eine gewaltsame Lösung der sozialen Frage durch Unterstützung der Landwirtschaft und des Gewerbes vermieden werden kann.» Enttäuscht über die unzureichenden Massnahmen, mit welcher der Grosse Rat der «gänzlich lahmgelegten Staatsverwaltung» neues Leben einzuhauchen versuchte», wie Josef Jäger schreibt, gehörte Roniger zu jenen Männern, welche auf eigene Faust die Initiative zur Totalrevision der aargauischen Verfassung ergriffen. Es ist bezeichnend für Roniger, dass er im Verfassungsrat der Kommission «Volkswirtschaft, Gemeinde- und Armenwesen» angehörte. Wie ernst er seine Aufgabe nahm, erkennt man daran, dass er sich auf die Sitzungen gründlich vorbereitete; so schrieb er für sich eine Abhandlung über «Das Kreditwesen» und ein Exposé über die Steuerfrage. Sein Kampf

um die Einführung der Steuerprogression, mit welcher er eine massive Entlastung der untern Schichten der Bevölkerung anstrebte, ist nicht nur ein Beweis für seine aufgeschlossene soziale Einstellung, sondern er verrät auch seine Überzeugung, dass nur durch einschneidende sozialpolitische Reformen ein staatsgefährdender Linksradikalismus mit Erfolg bekämpft werden könne. Das neue Verfassungswerk, das im Juni 1885 vom Volke gutgeheissen wurde, brachte allerdings für Männer wie Roniger und Jäger eine arge Enttäuschung. Roniger schrieb in der «Volksstimme», der Verfassungsrat habe sich in seiner Mehrheit leider nicht zu einem demokratischen Ausbau der Verfassung entscheiden können: «Nicht nur wurden von demselben keine weitern Konzessionen zugunsten des Mittelstandes und der Arbeiter gemacht, sondern im Gegenteil einige von den Demokraten in der Kommission mühsam errungene Positionen gestrichen.» Immerhin konnten einige wichtige Postulate in der Folge verwirklicht werden: Progressivsteuer, Beschränkung der Zahl der Regierungsräte auf fünf, Begrenzung der Zahl der Grossräte, Wahl des Regierungsrates und der Ständeräte durch das Volk, Reformen im Kreditwesen und Massnahmen zur Bekämpfung der Bodenverschuldung.

Auf eidgenössischem Boden trat Roniger für die Verstaatlichung der Eisenbahnen ein, von der er sich eine starke Förderung der Wirtschaft versprach; er teilte die Abneigung weiter Volkskreise gegen die Wirtschaftsmacht der privaten Eisenbahngesellschaften, besonders seit deren Aktienmehrheit an ausländisches Grosskapital übergegangen war. Roniger unterstützte das «Comité für die Nationalisierung der schweizerischen Eisenbahnen» mit namhaften Beiträgen und sammelte vereint mit den Rheinfelder Grütlianern und als Vertrauensmann der demokratisch-freisinnigen Partei Unterschriften für das Zustandekommen des Rückkaufs. Schon 1881 kündigte der Einwohner-Verein Rheinfelden in einem Aufruf, der von Roniger mitunterzeichnet war, die Aufstellung einer rein freisinnigen Liste für die Nationalratswahlen an. Erst im Jahre 1896 gelang es der demokratischen Rheinkreispartei nach einem mit unerhörter Schärfe geführten Wahlkampf, an dem Theophil Roniger entscheidenden Anteil nahm, dass ihr Vertrauensmann Josef Jäger zum Nationalrat gewählt wurde.

Im Jahre 1894 tauchte der Gedanke auf, die demokratische und die liberale Partei zusammenzuschliessen. In Parteiversammlungen und in der Presse wurde die Frage heftig diskutiert. Im Grossratssaal in

Aarau schlug Josef Jäger vor: «Man taufe die neue Partei „*demokratisch*-freisinnige"; statt des hl. Augustin, der heute zitiert worden ist, möge der nichtheilige Augustin (Keller), der auf uns herabschaut (Bild), massgebend sein.» Das war eine deutliche politische Standortsbestimmung, gerichtet an die reaktionären Kreise der Liberalen. Im Bezirk Rheinfelden war es nicht leicht, die Demokraten für den Zusammenschluss zu gewinnen. An einer Tagung in Möhlin, an der Fritz Brunner referierte, wiesen verschiedene Parteimitglieder darauf hin, dass man den Liberalen, «die bisher den gesamten sozialen Fortschritt durch ihr Paktieren mit den „Ultramontanen" verhindert hätten», kein grosses Vertrauen schenke. Erst nachdem Brunner der Versammlung einen umfangreichen Katalog demokratischer Forderungen, die bei einer Fusion berücksichtigt werden müssten, vorgelegt und erläutert hatte, stimmte die Mehrheit einem Zusammenschluss zu. Theophil Roniger, der sich ebenfalls an der Diskussion beteiligt hatte, konnte zufrieden sein, wurde doch ein wesentlicher Teil dessen, wofür er mit seinen Gesinnungsgenossen jahrelang an vorderster Front gekämpft hatte, in das spätere Programm der neuen Partei aufgenommen: Auf kantonalem Gebiet habe sie eine grundsätzliche, entschieden freisinnige Politik zu befolgen; sie trete allen reaktionären Tendenzen jeglicher Art entgegen und arbeite an der Förderung der volkswirtschaftlichen, insbesondere der landwirtschaftlichen, gewerblichen und industriellen Bestrebungen, an der Verwirklichung eines Sozialprogrammes zugunsten der benachteiligten Volksteile und an der Herstellung einer gesunden finanziellen Grundlage zur Durchführung der staatlichen Aufgaben. Vergleicht man dieses politische Programm mit den Forderungen, die Roniger seit 1880 verfochten hat, so kann kein Zweifel bestehen, dass er die Zielsetzungen der neuen Partei wesentlich mitgeprägt hat.

Im März 1895 erfolgte dann auf eidgenössischer Ebene der demokratisch-liberale Zusammenschluss durch die Gründung der «Freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz».

Nach dem Gesagten dürfte wohl feststehen, dass Theophil Ronigers politische Tätigkeit, wie eingangs erwähnt, einen integrierenden Bestandteil seiner Persönlichkeit darstellt. Schon früh beeinflusst vom humanitären Gedankengut der Grütlianer, das dann von den Demokraten übernommen wurde, verfocht er seine Forderungen an Staat und Gesellschaft mit seltener Konsequenz und Überzeugung. Dieser

heftige politische Einsatz brachte ihm zwar viele Enttäuschungen, aber auch ein reiches Mass an menschlicher Erfahrung; sein Beitrag an die Förderung demokratischer und sozialpolitischer Bestrebungen verdient hohe Anerkennung.

Familie und Häuslichkeit – Ehrung und Ausklang

Überblickt der Biograph die rastlose Tätigkeit des Unternehmers und Politikers Theophil Roniger, so sucht er gleichsam nach dem ruhenden Pol, in welchem der Vielbeschäftigte nicht nur Ruhe und Erholung finden konnte, sondern aus welchem er immer wieder neue Kraft zu schöpfen vermochte; dieser sichere Hort war ihm seine Familie und sein Familienleben. Am 23. Oktober 1879 verheiratete sich der Fünfunddreissigjährige mit Alice Blatt, der Tochter des Geschäftsmannes Johann Blatt aus Rütschelen im Kanton Bern und der Londonerin Mary Anne Brigth. Johann Blatt, von Beruf Schuhmacher, kam auf seiner Wanderschaft weit herum und schliesslich nach London, wo er seine spätere Frau kennen lernte. Er kehrte 1852 mit seiner Familie in die Schweiz zurück und liess sich 1862 in Rheinfelden nieder, von wo aus er einen einträglichen Handel mit Schuhmacher-Utensilien betrieb. Seine besondere Liebe aber galt der Bienenzucht; als hervorragender Praktiker auf diesem Gebiet und als Erfinder neuer Geräte und Methoden fand er in Imkerkreisen Ansehen und Anerkennung, die ihm den verdienten Namen eines Pioniers der schweizerischen Bienenzucht eintrugen. In den Jahren 1877/78 baute er das Hotel-Restaurant Bahnhof, dessen Führung er dem gelernten Hotelier Karl Jonas Zimmermann aus Leibstadt anvertraute. Johann Blatt starb noch nicht siebzigjährig 1884, seine Frau Mary Anne, die sich in der Heimat ihres Mannes nicht leicht einzuleben vermochte, war ihm schon 1875 im Tode vorangegangen.

Emil Roniger hat als Sohn und Biograph seiner Familie das Wesen und Wirken seiner Mutter Alice liebevoll gewürdigt. Sie habe es verstanden, ihrem Manne ein Heim zu schaffen, wo er sich nach des Tages Arbeit in häuslicher Geborgenheit erholen konnte. Auch habe sie die Gabe besessen, zuzuhören ohne dreinzureden, aber doch Sinn und Verstand, ihm auch in geschäftlichen Dingen beratend zur Seite zu stehen.

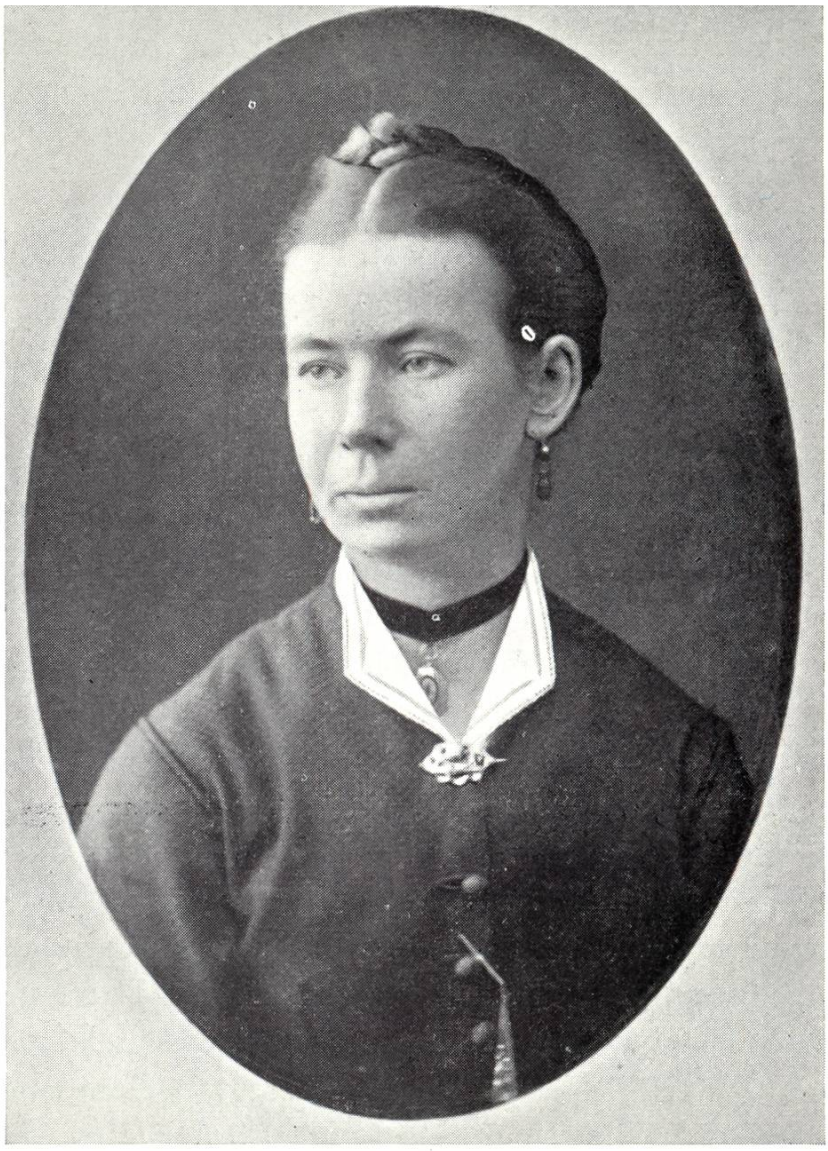

Abb. 7. Alice Roniger-Blatt

Der Ehe entsprossen vier Kinder, Adolf (1880), Alice (1882), Emil (1883) und Theophil (1887). Während Adolf nach gründlichem Studium des Brauerberufes in die Fussstapfen seines Vaters trat und später dessen Nachfolge antrat, wollte Emil unbedingt Musiker werden, was dem Vater gar nicht gefiel, und der es gerne gesehen hätte, wenn sein Sohn Chemiker geworden wäre. Emil Roniger rechnete es seinem Vater hoch an, dass er nie ein entschiedenes Veto gegen diesen Plan eingelegt habe, obwohl es ihm schwergefallen sei, sich damit abzufinden.
Von schwerem Leid blieb die Familie nicht verschont; in jugendlichem Alter starben die beiden Kinder Alice und Theophil. Von einer schweren, damals unheilbaren Augenkrankheit wurde die Mutter betroffen.

Wie alle ihre Leiden habe sie auch dieses in schweigender Ergebung getragen.
Theophil Roniger war ein Mensch der Häuslichkeit, der es verstand, im Kreise seiner Familie durch seine friedliche und gemütliche Art, besonders durch sein unwiderstehliches befreiendes Lachen eine Atmosphäre der Behaglichkeit zu schaffen. Er besass die Gabe, Missstimmungen wegen unangenehmer Erlebnisse im Geschäft seine Familie nicht entgelten zu lassen; er sei in allen Ansprüchen bescheiden gewesen, ein guter und nachsichtiger Vater, ein liebe- und vertrauensvoller Gatte, attestiert ihm sein Sohn Emil. Auch in den gemeinsamen Ferienaufenthalten habe er seine gütige und heiter Art entfaltet, ohne dabei sein Geschäft zu vergessen, Kunden zu besuchen und Korrespondenzen zu erledigen.
Theophil Roniger war ein reiselustiger Mann; schon die Hochzeitsreise führte das junge Paar nach Italien, das für ihn in der Folge zu einem bevorzugten Reise- und Erholungsort wurde. Er besass ein hervorragendes Auge für landschaftliche Schönheit; seine Frau Alice war eine Bewunderin italienischer Architektur und Malerei. Der Besuch von London im Jahre 1902 war eine der grossen Reisen seines Lebens; er zeigte brennendes Interesse für Englands Hauptstadt und war ein Bewunderer englischer Tatkraft und britischer politischer Genialität, die das weltumspannende Imperium geschaffen hatten. Seine Geschäftsreisen verband Roniger gerne mit dem Studium von Land und Leuten der besuchten Gegenden. In ausführlichen Briefen berichtete er seiner Frau und seinen Kindern, was er erlebt und gesehen hatte. Als er im September 1881 das Glarnerland aufsuchte, schilderte er seiner Frau das Bergsturzgebiet von Elm mit der ihm angeborenen Beobachtungsgabe in einer Anschaulichkeit, die selten ist.
Gerne verbrachte er gemütliche Stunden mit seinen vielen Freunden aus nah und fern, aber seine Magdener Jugendgenossen waren ihm wohl die liebsten.
Am 11. Juli 1908 verlieh ihm die Stadt Rheinfelden das Ehrenbürgerrecht. In einem Schreiben des Gemeinderates heisst es, die Ortsbürgerschaft von Rheinfelden habe ihn und seine Familie mit Rücksicht auf seine grossen Verdienste um den hiesigen Ort durch Gründung der grössten Brauerei der Schweiz und nicht zum mindesten durch seine der Einwohnergemeinde gemachten Schenkungen zu gemeinnützigen Zwecken in das Bürgerrecht der Gemeinde ehrenhalber aufgenommen.

Besonders mag es Theophil Roniger gefreut haben, dass der Brief die Unterschrift des amtierenden Gemeindeammanns Fritz Brunner trug, seines Freundes und Kampfgenossen in bewegter Zeit. Die Verleihung des Ehrenbürgerrechts war auch ein Zeichen der Versöhnung und des gegenseitigen Verstehens. Eine neue Generation der Ortsbürgerschaft war herangewachsen, die den Mann, der einst mit ihren Vätern so heftig gestritten hatte, mit offenen Armen aufnahm. Nur die Magdener äusserten ihre Bedenken, freilich ohne Grund, denn Theophil Roniger blieb bis an sein Lebensende seiner Heimatgemeinde treu verbunden.
Der Lebensabend von Theophil Roniger war umschattet von schwerer Krankheit; seine um ihn treubesorgte Familie, die Anhänglichkeit lieber Freunde und das Bewusstsein eines reicherfüllten Lebens erleichterten ihm die letzten Jahre seines irdischen Daseins; Theophil Roniger starb nicht lange vor dem Ersten Weltkrieg, am 13. Mai 1913.

* * *

Das Lebensbild von Theophil Roniger zeigt eine seltene Geschlossenheit. Sein menschliches Wesen, wie es sich in seinem Familienleben und der Gemeinschaft gegenüber offenbart, sein Schaffen und Erschaffen als erfolgreicher Unternehmer, aber auch sein politischer Einsatz für demokratischen und sozialen Fortschritt bilden eine innere Einheit. Die Brauerei Feldschlösschen gedenkt in ihrem Jubiläumsjahr des Mannes, der zusammen mit den beiden Wüthrich, Vater und Sohn, das heute blühende Werk begründet und zielbewusst gefördert hat; wir gedenken bei diesem Anlass nicht zuletzt einer hervorragenden fricktalischen Persönlichkeit, die für die Allgemeinheit Bleibendes geleistet hat.

Literatur- und Quellennachweis

Emil Roniger, Theophil Roniger-Blatt, Rheinfelden 1955
Emil Roniger, Johann Blatt, Leben und Wirken, Rheinfelden 1952
Paul Stalder, Theophil Roniger, Biographisches Lexikon des Aargaus, 2. Bd. 1956/57
Karl Schib, Geschichte der Stadt Rheinfelden, Rheinfelden 1961
Josef Jäger, Badener Reden, Baden 1921

Das zahlreiche Quellenmaterial, das Emil Roniger in der Biographie seines Vaters mitteilt, wurde nach freiem Ermessen des Verfassers verwertet und interpretiert.

Umfassende Angaben über das politische Wirken von Theophil Roniger finden sich in folgenden Zeitungen (Jahrgänge 1880–1900): Volksstimme aus dem Fricktal, Schweizerbote aus dem Fricktal, Fricktaler, Schweizerische Freie Presse, Baden.

Bildnachweis

Die Abbildungen 1 (Aufnahme unbekannter Herkunft), 2 (Archiv der Brauerei Feldschlösschen), 4 (Aufnahme von C. Ruf, Basel), 6 (Aufnahme von C. Ruf, Basel) finden sich in Emil Roniger, Theophil Roniger-Blatt; die Abbildungen 3 und 5 stammen aus der Jubiläumsschrift «100 000 Hecto 1898» von Traugott Waldmeier, Möhlin, und Abbildung 7 (Aufnahme Höflinger, Basel) aus Emil Roniger, Johann Blatt.